

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 33/2015



Jesus in der Defensive

Editorial	S. 2
Was macht der Subcomandante eigentlich heute?	S. 3
Flachbauten im Stil der achtziger Jahre	S. 5
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 7
München Hauptbahnhof und Syrien	S. 8
Eine Frage der Kontrolle?	S. 9
Cpt. Kirk &, Teil 6	S. 10
Fünfte Ubbelohdegeschichte: Ein akzentfrei sprechender Stechginster (Thomas Glatz)	S. 11
Kleine Schlachtplatte (Miss Harmlos)	S. 24
Perlen der Provinz (Thomas Glatz)	S. 27
Aus dem Plattenarchiv	S. 33

Editorial

Neuigkeiten aus der Ukraine? Wie geht es dem griechischen Staatshaushalt nach der Wahl? Zwei von vielen Fragen, die auch die aktuelle Ausgabe der Friktionen nicht beantworten wird. Im Zentrum der Nachrichtenlage steht die Migration nach Europa, im Wesentlichen aus Syrien. Dabei ist das Phänomen nicht neu, sondern nur die Tatsache, dass es einem sichtbaren Teil der Flüchtenden gelungen ist die Grenzregime Europas zu umgehen und die Kernstaaten der EU zu erreichen.

Dabei erschöpft sich die aktuelle Ausgabe aber nicht in Reflexionen zu diesem Thema. Thomas Glatz setzt die Abenteuer eines Autors fort, der beim besten Willen zu keiner Verständigung mit seinem Literaturagenten kommt. Miss Harmlos erfreut mit weiteren Schlaglichtern auf das Leben der fast Berühmten, aber in jedem Fall Verhaltensoriginellen, während Thomas Glatz in einer neuen Serie die Mythen des Dorflebens mit neuem Leben füllt.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2015

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Was macht der Subcomandante eigentlich heute?

Den bekanntesten Revolutionär der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts gab es eigentlich gar nicht. Er stammte aus Mexico und fungierte als Sprecher der EZLN (Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung). Als revolutionäre Organisation der mexikanischen Indigenas in Chiapas, einem Bundesstaat im Südosten des Landes, ging es der EZLN vor allem um die politischen Rechte der einheimischen Landbevölkerung und um selbstverwaltete Konzepte bei der Nutzung der lokalen landwirtschaftlichen Flächen.

Mit der Besetzung mehrerer mexikanischer Bezirkshauptstädte am 1. Januar 1994 begann die sichtbare Geschichte des organisierten lokalen Widerstands gegen die Politik der mexikanischen Zentralregierung und deren neoliberalen Kurs, der sich vor allem in einem Freihandelsabkommen mit den USA niedergeschlagen hatte. Der maskierte Subcomandante Marcos wurde dabei als sichtbares Sprachrohr der Bewegung installiert – sichtbar, aber ohne persönliche Identität. Stets mit einer schwarzen Skimaske ausgestattet, leistete sich die EZLN einen Sprecher, der theoretisch von verschiedensten Vertretern der Organisation gespielt werden konnte. Die EZLN hatte damit kein Gesicht in der medialen Welt, wohl aber eine Figur, auf die sich die weltweite Rezeption dieser Organisation jederzeit beziehen konnte und das auch tat. Der Subcomandante war auch eine mediale Erfolgsgeschichte.

Das Auftreten der Figur legt den Versuch nahe, dem Ikonografischen zu entgehen, das Revolutionäre aus dem Trikont gerne mal begleitet. Die bildnerische Überverwertung des Genossen Guevara, die letztlich zu einer maximalen Bedeutungsentleerung geführt hat, diente hier sicherlich genauso als negative Matrix, wie die Machteffekte, die von personenzentrierten Organisationsformen ausgehen. Trotzdem wurde die junge Bewegung aus Mexiko recht schnell von Außen mit Bedeutung und Hoffnung aufgeladen, zu deren Erfüllung die EZLN sicherlich nie angetreten waren. Die reflexiven, ironischen und intelligenten Verlautbarungen, transportiert über den Subcomandante taten das Ihrige um im postsozialistischen Zeitalter Interesse und Debatte um die Ansätze und Verlautbarungen der Bewegung zu gruppieren. Die medial orientierten Aktionen nach dem Rückzug aus den 1994 besetzten Städten, wie beispielsweise die Einladung zum intergalaktischen Treffen gegen den Neoliberalismus 1996 taten ihr übriges.

Im Blick auf die EZLN steckte dabei so viel Projektion und Hoffnung einer Linken, die ihre klassischen Bezugspunkte just in den Achtzigern des 20. Jahrhunderts verloren hatte. Damit ist nicht nur der Zusammenbruch der Sowjetunion gemeint, gab es doch einen erklecklichen Teil in der Linken, dem klar war, dass die dort praktizierte staatssozialistische Variante wenig mit dem zu tun hatte, wo man hin wollte. Nein, auch die sogenannten Befreiungsbewegungen der dritten Welt hatten über die Jahre auf die ein oder andere Weise Mist gebaut und weder in ihren inneren Strukturen noch in ihren Resultaten wirklich eine Achse für eine neue Welt in die Wirklichkeit gelegt. In dieser Situation schien die EZLN alle Fehler zu vermeiden, die mit einer von Gewalt geprägten Widerstandssituation fast zwangsläufig inkludiert ist: Avantgardegehebe des militärischen Teils der Bewegung, Hierarchisierung und Personifizierung einer Führungsclique, Abkoppelung von militärischer Auseinandersetzung und emanzipatorischen Zielen, die einst die Grundlage der jeweiligen Bewegung waren oder die Überbetonung eines nationalen oder ethnischen Charakters der Auseinandersetzung. In jedem Fall warf es gleichermaßen

wunderbar wie unwahrscheinlich, dass man eigentlich nie etwas von Greuelthaten von Zapatisten hörte – und das in einer tendenziell hochmilitarisierten Situation.

Die Verweigerung gegenüber jedweder personalen Identifikation durch Einsatz von Skimaske und Aufbau einer Kunstfigur war dabei mehr als nur ein Spleen, es war und ist Teil einer Auffassung, die emanzipatorische Veränderung nicht in der Organisation, sondern im reflexiven Prozess bei der Ermittlung von Zielen, Vorgehensweisen und Ideen selbst sucht. Die Texte – und soweit man das Beurteilen kann wohl auch die konkrete Organisation in Chiapas – stellten die sozialen Prozesse in den Vordergrund und lösten sich damit von den erbitterten Debatten um Organisationformen, die letztlich ein statisches Bild politischer Prozesse rund das Ereignis, rund um ein ‚Vorher‘ und ‚Nachher‘ als Hintergrund setzen.

Diese überbordenden Hoffnungen, die dabei von Außen in die EZLN gesetzt wurden, hatten wahrscheinlich nur wenig mit den internen Ansprüchen und Zielen gemein sofern sie sich fixieren ließen. Die konkrete politische Arbeit der EZLN war und ist auf die Ungerechtigkeitsstrukturen in einem ländlichen vorindustriellen Milieu ausgerichtet. Landverteilung, Arbeit in Kooperativen und eine möglichst große Freiheit in diesem Rahmen, der von außen aufgezwungenen militarisierten Konflikten nicht frei ist, sind die Themenkreise der Zapatisten. So attraktiv die Grundtheoreme der politischen Praxis bei der EZLN auch erscheinen mögen: sie drehen sich nichtsdestotrotz um die emanzipative Gestaltung einer nichtindustriellen Gesellschaft mit überschaubarem Kooperationsbedarf. Für den Zapatisten in der Werbeagentur in Frankfurt gibt es noch keine konkreten Handlungsmodelle, die als Anknüpfungspunkte für die Problemlagen und sozialen Einbettungen in seinem Leben dienen können. Es ist erst einmal nicht sehr wahrscheinlich, dass die Problemstellungen, um die herum sich das Denken der Zapatisten entwickelt hat, sich auch für die Fragestellungen in den Metropolen der ersten Welt verwenden lassen.

Was ist bei all dem aus dem persönlich unbekanntem Flaggschiff der EZLN geworden? Was macht der Subcomandante heute? Nach allem was man weiß ist er tot. Für tot erklärt von seinen Genossen. Es gibt sogar ein präzises Sterbedatum: den 25. Mai 2014. Der Weg der Zapatisten soll wohl ohne eine sichtbare Galeonsfigur weitergeführt werden. Die mediale Verwertung dieses Wegs soll offensichtlich nicht mehr so hoch aufgehängt werden. Ein Einlassung auf die Aufmerksamkeitszyklen dieses Verwertungsapparats steht wohl nicht mehr auf der Tagesordnung, wohl aber die konkrete politische Arbeit.

Es gibt nach wie vor Zusammenkünfte und selbstverwaltete Gemeinden vor Ort. So fand im Mai diesen Jahres ein Forum ‚kritischen Denkens angesichts der kapitalistischen Hydra‘ in Caracol de Oventic in Chiapas statt. Ereignisse wie dieses und die soziale Prozesse in den Gemeinden, die die Zapatisten gestalten, stellen letztlich den heutigen Kern der EZLN dar. Waren die Zapatisten schon immer eine Bewegung ohne Gesicht, so sind sie heute auch noch eine Bewegung ohne Mythem, ohne eine Figur, die als Verdichtungssymbol für die Außenwahrnehmung funktionieren könnte. Aber das ist ganz offensichtlich so gewollt. Die offizielle Erklärung zum symbolischen Tod des Subcomandante unterstreicht diese Haltung. Oder war es doch nur der Tod, den eine rein mediale Figur sterben muss, wenn es keine Rezeption mehr gibt?

Flachbauten im Stil der achtziger Jahre

So, hier sind wir jetzt also im Einfahrtsbereich des Industriegebiets ‚Greisenkirchen Nord‘. Beachten sie bitte die Umsetzung der Abzweigung von der Bundesstraße als Kreisel. Das entspricht den neuesten Erkenntnissen über Verkehrsfluss und Verkehrssicherheit, ist aber erst nachträglich hier an dieser Kreuzung realisiert worden. Das Gewerbegebiet ‚Greisenkirchen Nord‘ weist alle Merkmale auf, die gewerbliche Flächennutzungsplanung in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts ausgezeichnet hat und galt damals nicht zu Unrecht als ein Meilenstein ländlicher Raumentwicklung. Die Bebauung ist hier sehr ausgewogen und stammt größtenteils aus dem Jahrzehnt der Flächenausweisung und den daran anschließenden neunziger Jahren. Die Abwesenheit eines größentechnisch dominierenden Betriebs führte hier zur Entstehung einer kleinteiligen und fast schon heimeligen Anordnung der Bauten. Die einzelnen Gebäude sind zur Straße hin ausgerichtet und geben damit das jeweilige Gewerbe zu erkennen. Gehen wir jetzt vor zur nächsten Kreuzung, die als Kreuzachse alle Bereiche des Gebiets erschließt.

Wie sie von hier aus sehen können befinden sich hier in ‚Greisenkirchen Nord‘ keine Betriebe mit Publikumsverkehr. Die neueren Konzepte aus der Jahrtausendwende, die auf eine Mischnutzung setzen und größere Einzelhandelsbetriebe und Kleingewerbe in einem Gebiet zusammenbinden, hat hier noch keine Wirkung entfaltet. Wir befinden uns so gesehen in einem ‚klassischen‘ Gewerbegebiet ländlichen Zuschnitts. Dieses Phänomen findet sich auch bei der Bebauung der einzelnen Grundstücke. Es gibt lediglich Parkflächen für die Mitarbeiter, die Kennzeichnung der einzelnen Firmen muss lediglich den Bedürfnissen von Lieferanten- und Kundenverkehr genügen. Die Architektur folgt meistens modernpragmatischen Anforderungen. Lediglich bei der Schreinerei am Wendekreisel werden sie ein paar ortsübliche Holzapplikationen finden, die im Betrieb selbst entstanden sind und Eingangsbereich und Fassade zieren. Lassen sie uns jetzt eine Kreuzung weitergehen.

Von hier aus können sie das Anwesen des ansässigen Elektronikgroßhandels gut einsehen. Es ist Teil der Führung, weil es architektonisch ein wenig aus der Reihe fällt. Sie können im Eingangsbereich einige spielerische Elemente entdecken, die deutliche Einflüsse der Postmoderne aufweisen. Die Umsetzung dieses Eingangsportals war im Ort sehr umstritten, gefährdete es doch die Vergabe des Titels ‚Kulturdenkmal des Landkreises‘. Die Unterbrechung der klaren Linien, des funktionalen Charakters, den dieses Industriegebiet wie fast kein Zweites auszeichnet, schien in Gefahr. Die Firma beharrte jedoch auf ihrem Entwurf. Das lag wohl an den Plänen Abbildungen des Gebäudes als repräsentatives Element auf Katalogen zu verwenden. Man einigte sich letztlich auf eine leicht abgeschwächte Form des Eingangsbereiches. Ein Teil der spielerischen Elemente gegenüber dem Erstentwurf sind verschwunden, aber sie können noch gut die Swastika im Hundertwasser-Stil über dem runden Eingangsbereich erkennen. In der Form stellte das Gebäude keine Gefährdung des Titels als Kulturdenkmal mehr dar und so können sie heute ‚Greisenkirchen Nord‘ als ein Musterbeispiel für Industrieansiedlungen in den 1980ern besuchen. ...

Willkommen hier im Gewerbepark Mompertshofen. Wir stehen hier am Kreisel Nord, der kleinere Firmen und einigen Autohäusern einen Ansiedlungsplatz bietet. Der Gewerbepark Mompertshofen,

auch GeMo gerufen, wurde um die Jahrtausendwende ausgewiesen und liegt verkehrsgünstig an der B315. Er ist aber nicht nur deswegen eine Erfolgsgeschichte. Mompertshofen profitierte relativ früh von dem Trend der großen Supermarktketten neue Filialen bevorzugt in Ortsrandlagen zu eröffnen. So finden sich am Südkreisel Rewe, Edeka, Aldi und ein Getränkemarkt in geradezu archetypischer Anordnung und Architektur. Dazu aber später, wenn wir über die Zentralspange des Gewerbeparks in diese Richtung vorstoßen. Im Moment wollen wir noch das Ambiente hier am Nordkreisel auf uns wirken lassen. Entlang der Stichstraße zur Spange finden sie hier vor allem Kleingewerbe aus dem Handwerksbereich mit ortstypischer Architektur. Einige der Betriebe haben sich sogar dem klassischen Flachdach verweigert, das insbesondere dann, wenn im ersten Stock noch Wohnflächen ausgewiesen sind. Hier finden wir recht charmante Beispiele für die Integration von Leben und Arbeiten. Diese Anordnung wird entlang der Straße immer wieder aufgebrochen durch die in modernem Stil errichteten Autohäuser. Sie bieten relativ viel Freiflächen, die für die Ausstellung von Neu- und Gebrauchtwagen genutzt werden und das, so möchte ich hinzufügen, in einer nahezu skulpturalen Weise. Das Engagement des Autohandels hier im Bereich hat Mompertshausen im Landkreis den scherzhaften Namen ‚Motor City‘ eingetragen und das, obwohl die Entwicklungszahlen ein ganzes Stück besser sind als in Detroit! Und damit haben wir auch schon den Übergang zur Spange erreicht.

Der GeMo ist das Ergebnis eines Erkenntnisprozesses. Es hat sich gezeigt, dass der Flächenbedarf eines modernen Einzelhandelsunternehmens nur schwer mit der Besiedlungsdichte und Nutzungsstruktur von innerörtlichen Flächen in Übereinstimmung zu bringen ist. Drüber hinaus steht der morgendlicher Lieferverkehr oft im Konflikt mit dem Ruhebedürfnis der Anwohner. Eine Integration von Gewerbe und Einzelhandel in einem Nutzungsrahmen wie hier im Gewerbepark ist daher paradigmatisch für das neue Jahrtausend und bindet neue Publikumskreise an die Gewerbeparks. Hierher kommen sowohl Endkonsumenten zum Einkaufen als auch Arbeitnehmer um ihrer Tätigkeit nachzugehen. Die innerdörflichen Flächen von Mompertshausen werden entlastet, die sozialen Knotenpunkte im Dorf beschränken sich auf die Gastronomie. Für ein solches Konzept ist selbstverständlich Individualmobilität die Voraussetzung. Der GeMo ist in dieser Hinsicht vorbildlich konzipiert. Parallel zur B315 verläuft die Spange, die die beiden Einfahrtsbereiche im hinteren Bereich des Gewerbeparks noch einmal verklammert und so eine einfache und eingängige Zugänglichkeit für alle Grundstücke sicherstellt. Beide Einfahrten sind als moderne Kreisel konzipiert, die Flächen, die von Endkonsumenten frequentiert werden, verfügen über genügend Parkflächen für eine samstägliche Auslastung bei einem Anreiseschlüssel von einem Konsumenten pro Auto. Auch hier ist der GeMo Vorreiter. In den meisten Gewerbegebieten älteren Zuschnitts wird eine Berechnungsgrundlage von 1,3 Konsumenten pro Auto gesetzt, ein Schlüssel der angesichts zunehmender Individualisierungstendenzen kaum mehr haltbar erscheint.

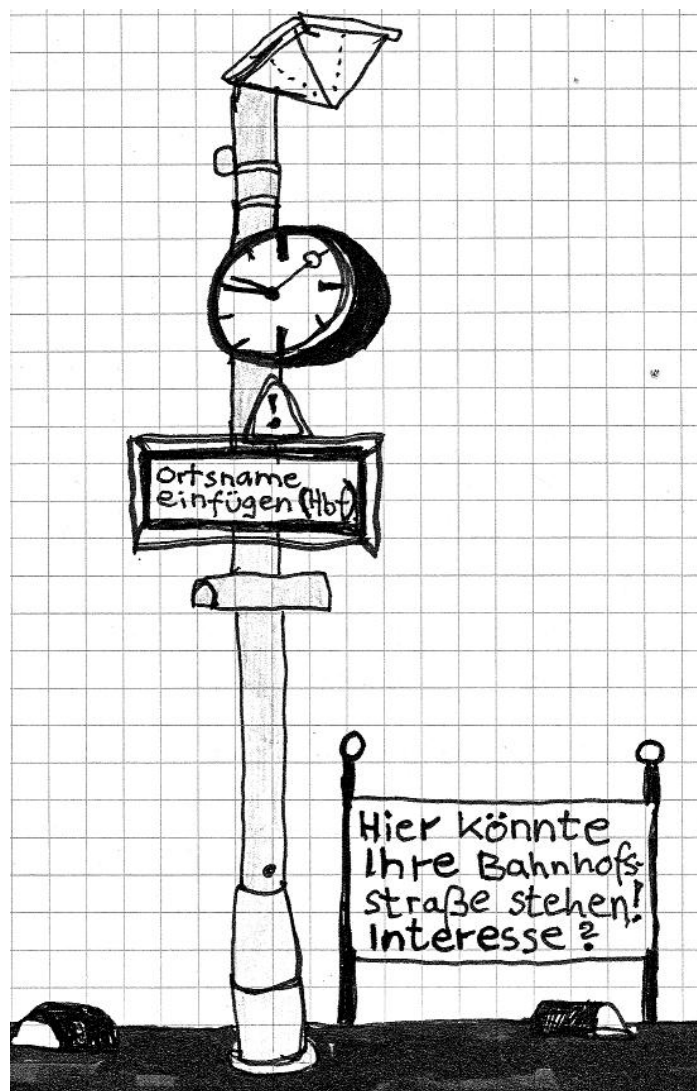
Auf unserem Weg zum Kreisel Süd will ich sie noch auf ein Detail hinweisen, das traditionell zu jedem guten Gewerbepark gehört, aber zunehmend im Verschwinden begriffen ist. Nicht so in Mompertshofen. Rechts in der Einbuchtung können sie den Standplatz der örtlichen Currywurstbude sehen. Anders als in anderen Gewerbegebieten wird sie nicht stiefmütterlich behandelt, sondern ist Teil des Konzepts. Tradition und Moderne – das ist der GeMo. Die Bude als sozialer Treffpunkt für die Angestellten

der Firmen und preiswerte Möglichkeit zur Grundversorgung wird hier nicht gelehnet, sondern in die Planung integriert. Donkos Currywurst gilt – nebenbei gesagt – als die beste im Landkreis.

Hier am Kreisel Süd haben sie einen hervorragenden Blick auf die Größen der Einzelhandelsstruktur im GeMo: Rewe, Edeka, Aldi und ein Getränkemarkt haben sich hier angesiedelt und Neubauten nach den bereits erwähnten neuesten Planungsprinzipien errichtet. In der Verlängerung der Querstraße sehen sie noch weitere ausgewiesene aber noch unbebaute Grundstücke. Mompertshofen ist zuversichtlich auf diesen Flächen noch einen Drogeriemarkt und einen Textildiscounter ansiedeln zu können. Es geht darum hier im GeMo die Kaufkraft der umliegenden Gemeinden zu konzentrieren und die Geschäftigkeit des täglichen Einkaufs aus den Ortszentren zu verlagern. In dieser Hinsicht ist der GeMo Vorreiter des ländlichen Gewerbeparks an sich im neuen Jahrtausend.

Ich hoffe Ihnen hat die Führung gefallen. Wir würden sie gerne zum Abschluss auf eine Currywurst bei Donko einladen. Wie schon erwähnt – etwas Besseres bekommen sie im Landkreis nicht.

Bilderwitze



Thomas Glatz

München Hauptbahnhof und Syrien

Die Moderne hat die Zeit strukturiert und mit einer ebenmäßigen Skalierung versehen, hat sie in Maß gesetzt, erst durch mechanische und später durch elektronische Geräte. Das soziale und politische Zeitempfinden ist diese Strukturierungsbemühungen jedoch nur selten mitgegangen und diese Tatsache scheint auch im Erleben des Spätsommers 2015 auf. Denn der scheint zumindest aus Münchner Perspektive eher eine Zeit der Verdichtung darzustellen, in der eine düstere, bereits mehr als zwanzig Jahre andauernde Erzählung einen neuen Knotenpunkt bildet. Lange war sie nicht wirklich sichtbar, die Geschichte von Migration und Asyl in Europa. Seit dem sogenannten ‚Asylkompromiss‘ im Jahr 1993 und seiner Durchsetzung in und weit weg von Deutschland, an den Rändern Europas, fanden sich keine prominenten Erzähler für diese Geschichte mehr. Zu fürchterlich die brandsatzbewehrte Stimme des Volkes und zu gründlich die Sicherheitsdispositive, die die Migrationsabwehr in die Peripherie verlagert hatte. Der sichere Drittstaat und Frontex – in Deutschland blieben nur organisatorische Inseln, die, unermüdlich und in der Breite ungehört, politische Arbeit rund um das Recht auf Asyl leisteten.

Es war der Arabische Frühling und seine Folgen, der die südlichen Mauern der Festung Europa ins Wanken brachten. Einige Potentaten in Nordafrika brachen weg, die für ein bisschen politische Anerkennung und Wirtschaftskooperation gerne den Hinterhof sauber hielten, andere Länder versanken im Chaos und brachten Akteure hervor, die man aus europäischer Sicht beim besten Willen nicht mehr für die lokale Raumordnung brauchen könnte, selbst wenn man es in der Frühphase des Zusammenbruchs noch versuchte. Das Sterben an den Grenzen Europas und besonders in Syrien wurde 2014 wieder sichtbare Geschichte.

Jetzt verdichten sich diese politischen und ökonomischen Verwüstungen in den Gebieten des Arabischen Raums und Afrikas in spektakulären Flucht- und Migrationsgeschichten. Ein Teil von Syriens Mittelstand ist auf der Flucht nach Europa, weil es nach über vier Jahren brutalsten Bürgerkriegs in ihrem Land auf absehbare Zeit nicht nur keine bürgerliche Zukunft mehr gibt, sondern nur noch das Leben selbst auf dem Spiel steht.

Die zwanzig Jahre alten Reflexe von Politik und Mob sind dabei durchaus noch wirksam. Die Liste der Anschläge auf Unterkünfte im Jahr 2015 ist länger denn je, der Kosovo, Albanien und Montenegro sollen per Gesetzentwurf im November zu sicheren Herkunftsstaaten erklärt werden um die Migration aus diesen Staaten einzudämmen. Lageraufenthaltszeiten sollen verlängert, Geldleistungen eingeschränkt werden. Mit der Wiedereinführung von Grenzkontrollen zwischen Deutschland und Österreich wurde das Schengener Abkommen außer Kraft gesetzt. Die Phänomenologie der Krise wird hier beschworen und genutzt um bestehende Regelungen auszusetzen und Gesetzesvorhaben zu beschleunigen.

Dieses Aushebeln von Bestehendem unter dem unausgesprochenen Diktum des Ausnahmezustands wird dabei von Diskursen und Handlungsmustern begleitet, die sich deutlich von denen der neunziger Jahre unterscheiden. Eine im Normalfall eher unauffällig agierende Bundeskanzlerin appelliert für die Aufnahme derjenigen unter den Flüchtenden, die eine Chance auf Anerkennung unter den verschärf-

ten Bedingungen haben und die Erstbetreuung derjenigen, die ankommen wird durch ein Heer von Freiwilligen gestützt. Es ist eine alternde Bundesrepublik, die hier ihre Mechanismen von Ausschluss und Aufnahme neu verhandelt und dabei gerne mitnimmt, dass Bilder der freundlichen Menschen an den Bahnhöfen, die Flüchtlinge begrüßen, eher um die Welt gehen als die der brennenden Unterkünfte.

Im Hintergrund wird derweil heftig gerungen – um Lastenverteilung auf Europäischer Ebene und um die Neuordnung der Grenzregime und Erstaufnahmezentren am europäischen Anfang der Fluchtrouten. In den Cocktail von Aufnahme und Ausgrenzung hat sich zwar ein ordentlicher Schuss mehr Inklusion eingeschmuggelt an den Grundprinzipien der Asylpolitik hat sich indessen wenig geändert. Es geht nach wie vor nur um diejenigen, bei denen die politische Verfolgung sich beim besten Willen nicht mehr wegdiskutieren lässt. Im besten Fall sind sie deckungsgleich mit denjenigen, die biopolitisch sowieso fehlen, also mit im Durchschnitt jungen, gut ausgebildeten Menschen, die in der Lage sind, die bundesdeutsche Hochtechnologiewirtschaft in tiefer in das 21. Jahrhundert führen, auch dann noch, wenn die aktuelle Generation deutscher Ingenieure in Rente gegangen ist. Ein gerüttelt Maß an Verdinglichung treibt eine Aufnahmepolitik, die ihre Prinzipien der Ausgrenzung im Hintergrund weiter ausbaut und verfestigt. Trotzdem werden die aktuellen Migrationsströme die Republik verändern. Zu hoffen steht, dass es zum Guten ist.

Eine Frage der Kontrolle?

Die Wiesn ist eines der größten regelmäßig wiederkehrenden Massenereignisse, das noch immer nichtvirtuell stattfindet. Obwohl die postdemokratischen Gesellschaften eine zunehmende Aversion gegenüber der Masse an sich entwickelt haben, steht das Oktoberfest als Ereignis nicht in Frage, wahrscheinlich sogar weniger denn je. Ca. eine Milliarde Umsatz pro Jahr mag da ebenso hilfreich sein wie der entsublimierende Charakter [Fußnoten: Vgl. ‚Ohne Trinkbeschränkung‘ in Friktionen 01, S. 3f]. Dabei gibt es die Tendenz Massenereignisse mit einem Netz von Sicherheitsdispositiven zu überziehen. Das zielt auf die Strukturierung des Raums genauso wie auf die Strukturierung des Verhaltens. Die Kontingenz der Massendynamik soll kanalisiert werden ohne das Gefühl eines selbstbestimmten Exzesses in der Masse zu beschneiden. Hier soll Masse und Kontrolle auf eine Weise versöhnt werden, die keinen subjektiv empfundenen Einschränkungen für die Freiheit mit sich bringt. Das, was nicht gedurft wird, soll nach Möglichkeit auch nicht gewollt werden. Dann sind alle sicher. Unsicherheit ist eben nicht nur die sich realisierende Gefahr für Leib und Leben, sondern auch die Entstehung von Situationen, die den bestehenden Interpretationsmustern so wenig zugänglich sind, dass naheliegende Steuerungsentscheidungen nicht zur Verfügung stehen. Es darf halt nicht außer Kontrolle geraten in dem Sinne, dass man nicht mehr weiß, was als nächstes passiert.

Wenn es um die Weiterentwicklung von diesen Sicherheitsdispositiven geht, ist das Oktoberfest vielleicht das beste Labor neben dem professionell organisierten Fußball, das derzeit zur Verfügung steht. In beiden Fällen geht es darum, einen klar definierten Raum der Entgrenzung zu schaffen (das Bierzelt, die Fankurve) und diesen in ein steuerbares, ritualisiertes Gesamtereignis einzubetten, das nach vorhersehbaren Regeln funktioniert. Eine gute Wiesn ist dann nicht nur eine, die nur ein

toleriertes Maß an Gewalt hervorbringt, sondern auch eine, auf der die Rituale von Exzess und Amüsement eingehalten werden.

Wenn die Besucher nur noch auf den Stufen der Bavaria selbst mitgebrachtes Bier konsumieren und in den Zelten lediglich zu einem Glas Apfelschorle Marihuana in Massen konsumieren, die leeren Fahrgeschäfte nur noch für Facebook auf dem Smartphone fotografiert werden und jeder fünfte auf dem Festplatz übernachtet, ist die Kacke aus Sicht des Veranstalters am Dampfen. Das wäre keine gute, sondern eine skandalöse Wiesn, ein Bruch mit der Tradition und ein Riss in der Realität, die vor allem eins nahe legt: ein Scheitern der Sicherheitsdispositive, der verlässlichen öffentlichen Ordnung ist jederzeit möglich und das Kontrollversprechen der aktuellen Postdemokratien grundsätzlich prekär. Die Produktion eines solchen Risses – ohne Tote und Verletzte – wäre dabei ein durchaus charmantes Experiment.

Cpt. Kirk &, Teil 6

Cpt. Kirk & der Sportwagen

Das ist natürlich ein Problem. Der klassische Sportwagen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts passt per se schon nicht zu Kirk, weil viel zu präpotent. Kirk hat alles, was ein Mann braucht bzw. ist alles, was ein Mann sein muss. Da gibt es keinen Grund PS-Verstärkung anzufordern. Und dann noch dieser Brass auf den klassischen Verbrennungsmotor in weiten Teilen von Star Trek. Jedes Mal, wenn es eine Crew durch die Zeit ins 20. Jahrhundert schleudert, wird der klassische Ottomotor gedisst. Da wird auf die Luftverschmutzung rekurriert und von primitiv geredet.

Dass unter diesen Umständen ein Gefühl für die sozialen Effekte eines solchen Artefakts auf vier Rädern vorhanden ist, ist unwahrscheinlich. Und wenn, es wäre nicht die Sache von Kirk, zumindest in der Originalserie. Warum auch? Bei ihm kann die Rolle des Sportwagens locker die Enterprise übernehmen. Zum Herzeigen noch einmal ein ganz anderes Kaliber als die Boliden aus dem 20. Jahrhundert. Als Gefährt für ein Rendezvous ist das Schiff dann doch ein bisschen zu sperrig und die Shuttles wirken in der Originalserie wie Polos im Le Corbusier-Stil.

Erst Jahre später sollten die Narrative des Star Trek-Universums Kirks Beziehung zum Sportwagen neu definieren. In der ersten Neuverfilmung fürs Kino crasht der junge um nicht zu sagen sehr junge Kirk den roten Classic-Sportwagen seines Stiefvaters indem er ihn nach einer Verfolgungsjagd mit einem automatisierten Polizisten über eine Canyonklippe setzt. Dazu läuft ‚Sabotage‘ von den Beasty Boys im Oldiesender. Das zeugt nicht unbedingt von einem positiven Verhältnis zu schnellen Autos, aber das Gefährt für den Crash war in diesem Zusammenhang sicher eher wurscht. Hier ging es um vorpubertäre Randalen einer verlorenen Seele, die ihren Vater schon vor der Geburt verloren hat (zumindest in den alternativen Biografien, die die Neuauflage aufbaut). Der Kleine Kirk wusste sehr wohl, was er seinem Großvater mit dem Autocrash antut. Genau darum ging's. So gesehen kann Kirk die emotionale Bindung von Männern an solche Boliden durchaus richtig einschätzen.

Fünfte Ubbelohdegeschichte: Ein akzentfrei Deutsch sprechender Stechginster¹

Nur allzu gerne spielt uns die Erinnerung einen Streich, spielt Klingelmännchen mit unserem Langzeitgedächtnis. (Ubbelohde)

Sehr bedauere ich, dass ich über der literarischen Arbeit versäumte die aktuellen Ereignisse sorglicher zu notieren. Ich kann überm Produzieren nur schwer etwas anderes tun. Aber nun kommt der Nachtrag:

Ich hatte einen seltsamen Traum. Ein Anruf von Ubbelohde, meinem Literaturagenten hatte mich geweckt. Er stünde vor der Tür, ich solle endlich aufmachen. Ein Ausflug sei angesagt. Ich solle mich überraschen lassen. Ich solle spontan sein. Fahrt ins Blaue.

Ich zog mir schnell eine Jacke an und eilte die Treppe hinunter. Fast wäre ich in die Mona Lisa getreten, die ein Pflastermaler vor der Tür auf den Gehsteig gemalt hatte. In meinem Traum wohnte ich nämlich mitten in der Innenstadt.

Das Beobachten der Welt da draußen. Den Himmel mit den Augen abtasten. Seine Farbe prüfen. Überlegen, ob man eine Jacke braucht oder einen Schirm. Sich am Kopf kratzen. Unschlüssig sein. Sich an den Farben der Dinge erfreuen. Das Blau irgendwie wässrig, das Weiß strahlend, das Rot leuchtend.

Wen hatte Ubbelohde diesmal mitgebracht? Bestimmt Kevin, den talentierten Junglyriker, den ich auf den Tod nicht ausstehen konnte. Und bestimmt auch andere Leute, die ich nach Ubbelohdes Ansicht unbedingt kennen lernen musste: Vielleicht den spitzbärtigen Fuhrparkwart Erbs hums, vielleicht einen immer gut gelaunten Schiffsmasten-Reiniger aus Pellworm namens Guntram, vielleicht den Musikkritiker und Knautschrock-Spezialist Robbl Pumhösl, vielleicht die Sprossen-Geschwister Hans und Gudrun-Sojabohn-Bambess, vielleicht sogar einen akzentfrei Deutsch spechenden Stechginster? Einen Zyklopen? Einen Sandalenfilmregisseur? Ein Kocherl? Eine Stummfilmdiva? Einen Kohlrabiapostel?

Vor meiner Tür standen nur Ubbelohde und Kevin. Glück gehabt.

„Überraschung!“ rief mein Literaturagent aus Berlin. „Hallöchen“, sagte Kevin.

„Wir können ein Eis essen gehen zu Schilling“, sagte Ubbelohde gutgelaunt.

„Ich möchte ein Weißwurst- und ein Süßer-Senf-Eis. Wenn wir schon in Bayern sind“, sagte Kevin, der Junglyriker aus Sachsen, der unlängst einen hochdotierten Literaturpreis gewonnen hatte. Ich bestellte Kirsch. Meine Eiskugel war so unnatürlich rot wie das Kartenleseterminal an der Tankstelle, schmeckte aber ganz ok. Das Süße-Senf-Eis von Kevin war maronenbraun. Ubbelohdes Krokette-Limette-Kugel war von unbestimmbarer Farbe.

Ubbelohdewar gut aufgelegt: „Da fällt mir ein guter Witz ein: Rollt eine Kugel um die Ecke und fällt um.“ – „Das war`s?“ – „Ja, das war`s.“

¹ Titel von Anton Thorwart.

„Der Witz verwendet die Technik der plötzlichen Verschiebung oder Verlegung der Logik um seine Pointen unterzubringen“, dozierte Ubbelohde nachdem er unsere verwunderten Gesichter gemustert hatte. Eine junge Frau mit einem mit Strasssteinen beklebten Rucksack in Schildkrötenform stand in unserer Nähe und lachte über den Witz.

„So Kinners, und jetzt fahren wir an den Wörthsee und sehen uns an, wie die dort den Film ‚Troja‘ drehen. Das is son büschen meine Überraschung für euch!“ posaunte Ubbelohde.

„Troja? Das ist doch so ein Monumentalstummfilm aus den 1920ern?“ wagte ich zu fragen, wusste aber, das ich das alles nur träumte.

„Wie lange brauchen wir an den Wörthsee? Eine Stunde?“ fragte Kevin. „Ich weiß nicht wie der Verkehr gerade ist. Das hängt immer so darauf ab. Das kommt immer so davon an, ob Stau oder nich`. Nech?“ meinte Ubbelohde.

Ich betrachtete eine Taube, die schnell über das Kopfsteinpflaster huschte, einen kurzen Moment vor einem Schaufenster verweilte und dann in einer angrenzenden schattigen Gasse verschwand. Der Literaturagent setzte seine Sonnenbrille auf und streichelte einer mannshohen Kunststoffeiswaffel väterlich über den Kopf und sagte „Abmarsch!“.

Der Asphalt dampfte. Wir gingen zwischen Menschen, die im Begriff waren in das Gewühle samstäglich-einer Einkäufe abzutauchen Richtung Ubbelohde-Auto. Das Eis tropfte auf das auf alt gemachte Kopfsteinpflaster vor dem Fremdenverkehrsamt. Aus einem Lautsprecher tönte eine Pferdehuf- und Kutschengeklapper-Audioaufnahme. Hü und Brr. Die Sonne brannte auf den Mönchnonnendächern der Altstadt.

Schwülwarm war es.

Heute war so ein Tag an dem die Milch zusammenklumpt. Ich hätte einen Regenschirm mitnehmen sollen. Das gab bestimmt noch ein Gewitter.

Ubbelohdes Auto war ein Oldtimer, der aussah als sei er einem Bilderbuch für Autonarren-Kinder entstiegen. „Steigt ein. Damals wie heute – in Krieg und Kino sind die besten Plätze ganz hinten!“, scherzte Ubbelohde.

„Was ist das denn bitteschön?“ fragte Kevin und deutete ungläubig auf einen Kasten an einem der Hinterräder von Ubbelohdes Oldtimer. „Ein Hodometer. Zählt die Umdrehungen eines Wagenrades“, verkündete Ubbelohde stolz. „Und das?“ – „Ein Drahtabweiser!“ – „Ein was?“ – „Drahtabweiser. Im I. Weltkrieg und sogar in Zivilzeiten wurden zwischen Alleebäumen an einer Straße Drahtseile gespannt um Automobilisten zu köpfen. Also brauchen wir einen Drahtabweiser. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!“

Befremdet stiegen wir in Ubbelohdes Oldtimer und fuhren los. Der Verkehr rollte und brauste. Gummispuren von Fahrrädern auf dem Asphalt. Ein humanistisches Gymnasium mit Blick auf das Gnuhäuschen des Zoos. Ein Kiosk davor, der nicht *Zum Gnuhäuschen* hieß sondern *Peters Trinkperle*. Jemand hatte den *Münchner im Himmel* auf ein Garagentor malen lassen. Auf einer Plakatwand wurde ein stilles Wasser mit einem verschneiten Alpenpanorama beworben. Ein Sperrmüllhaufen mit einem rosa Sofa aus Kunstleder aus einem Puff und ein weißer Monoblocksessel standen auf dem Gehsteig.

Dann schlüsselfertig gebaute Häuser, Weizenkarrees, Rapsareale, Düsenjägergedankenstriche, eine Wundertütenfabrik, Wolkenfragmente, *Naturbad Raimondo*, ein zwiebeliger Kirchturm, Leitplankenlandschaften. Auf den Betonpfeiler einer Brücke hatte jemand seinen Namen gesprüht. Auf einem Verkehrsschild sprang ein Reh.

Ein LKW fuhr südlich des Isarknies Isarkies holen.

Turnierpferde, die ganz still stehen mussten, waren in einen Anhänger gepfercht. Ein Wäldchen, eine Burgruine, die aussah wie ein gezogener kariöser Zahn. Der strenge Geruch von Chlorophyll.

In der Autobahnkapelle St. Christophorus am Wegerand wurde vermutlich eine Kraftfahrermesse gelesen. Vielleicht fand auch eine Fahrzeugsegnung statt. Der Parkplatz davor war jedenfalls bummsvoll.

Fuhr man an einem Samstagvormittag in Richtung Wörthsee, hatte man den Eindruck, man befände sich auf einer Speditions- und Logistik-Lastkraftwagenschau. Alle vorbeidonnernden Lebensmitteltransporter versprachen auf ihren Planen ‚Frische‘ und fuhren ihr Zeug dann bestimmt dreimal um den Globus.



Was las man nicht alles auf der Autobahn. Wie eine *große ungeordnete Aufzählung*² war das LKW-Planen-Aufschriften-lesen.

„Was hast du vorhin gemeint, Ubbi? Wir machen Telportation?“ fragte Kevin.

² Vgl. Vogel Nikolai – Große ungeordnete Aufzeichnung (Detail), SuKuLTuR Berlin, 2014.

‚Telportation. Das neue Thema in der Literatur! Das neue große Ding! Das machen wir, zeitreisen, und dann schreibt ihr was darüber‘ rief Ubbelohde.

‚Und wie soll das gehen?‘, fragte Kevin.

‚Die skurrilen Bocksprünge der Phantasie, wie bei der Echternacher Springprozession. Zwei Schritte vor und drei zurück oder drei vor und zwei zurück. Trotzdem kommt man irgendwie vorwärts. Eine schöne Metapher, findet ihr nicht auch?‘

Ubbelohde kramte im Handschuhfach, zog einen aufklappbaren Spazierstock heraus und fuchtelte uns mit dem Ding vor der Nase herum: ‚Wenn ihr dies einen Stock nennt, so bejaht ihr, wenn ihr dies nicht einen Stock nennen wollt, so verneint ihr. Jenseits von Stock oder nicht Stock, wie wollt ihr es nennen? So fragte schon Lao-Tse. Also wie würdest Du den Stock nennen, Kevin? Jajanein-Stock oder frei nach *George Grosz ein großes Ja, ein kleines Nein-Stock?*‘

Kevin dachte nach. Man sah es ihm förmlich an, wie er seine grauen Zellen anstrengte.

‚Die umgekehrt zu blasende Lochflöte, das Klatschen mit einer Hand. Der große Ton des *Lao-Tse* ist der Ton, der alle anderen stinknormalen Töne an Vorstellungen übertrifft, das Om, das Amen.‘

Kevin und ich sind grundverschieden. In diesem Falle waren wir jedoch zwei Hosen von einem Tuch. Wir verstanden beide nur Bahnhof. Ubbelohde sprach in Rätseln. Bisher hatten wir uns immer vorzüglich über Literatur unterhalten, zudem hatte ich Ubbelohde mehrfach mein neues Roman-Manuskript *Ich lösche jetzt mein Roman-Manuskript für immer und ewig. Ich lösche alle meine Texte. Keine Lust mehr! Nie wieder* geschickt. Eigentlich war ich heute nur mitgefahren um das Urteil des Literaturagenten zu meinem Manuskript zu hören. Das würde sich hoffentlich im Laufe unserer ‚*Fahrt ins Blaue*‘ ergeben.

Ja-Stock-Nein-Stock-Benennungen interessierten mich wenig.

Einen Moment langsamer als die Wirklichkeit hob Kevin nun an den Literaturagenten zu fragen was es denn jetzt mit der Telportation auf sich habe. Wir würden zum Wörthsee fahren um uns die Dreharbeiten zu Troja anzusehen. Wie das denn ginge?

Ubbelohde sagte nur wortkarg ‚Überraschung‘. Dann ließ er sich auf Kevins mehrfaches Nachfragen hin aber doch zu einer Erklärung hinreißen.

Ich sah auf Google Maps nach. Blumenau, Pasing, Gräfelfing, Gilching, Weichselbaum, Weßling, Wörthsee. Eigentlich gar nicht so weit.

Von Ubbelohdes Theorie über Literatur, Quantenmechanik und Telportation, die nun folgte, verstand ich leider nur Fetzen, denn auf dem hinteren Platz war das Fahrgeräusch sehr laut. Kevin schien etwas zu suchen und raschelte unentwegt in seiner Tasche.

‚Realistisches Erzählen basiert auf mechanistischem Erzählen ...‘, erklärte Ubbelohde. ‚Auch in klassisch filmischem Erzählen ...‘ Kevin unternahm es zu husten.

‚Newtons absolute Zeit, sein absoluter Raum‘, verstand ich, dann wieder Rascheln, Fahrgeräusch und Hüsteln. ‚Kausale Theorie der Zeit‘. Rascheln. ‚Hollywood, Homogenität, Kontinuität‘. Rascheln. ‚Kausaler Erzählverlauf entspricht newtonscher Physik‘. Rascheln. ‚Jorge Luis Borges, Nicolas Roegs Erzählweise entspricht der Quantenphysik, die Bestimmung von Gleichzeitigkeit‘. Wie Seifenblasen, die in der Luft zerbrechen kamen die Worte aus Ubbelohdes Mund halb verständlich auf der Rückbank an.

Seine Ausführungen fand ich interessant. Kevin hingegen raschelte und kruschtelte unentwegt in seiner Herrenhandtasche. ‚Wiedergabe von Simultaneität‘. Erneutes Rascheln, gedämpftes Hüsteln. ‚Spiel mit divergierende Zeitanhäufungen‘.

Fahrgeräusch. ‚Spezielle Relativitätstheorie. Der Beobachter hat die zentrale Rolle inne. Auch bei Borges kommt es zur Verschmelzung zweier Zeitebenen in einer Szene‘.

‚Ich glaube, ich habe bei Schilling meinen Geldbeutel verloren‘, sagte Kevin. Rascheln.

‚Wenn Du was verloren hast musst du den anrufen.‘ – ‚Wen muss ich anrufen?‘ – ‚Den Antonius.‘
Fahrgeräusch.

– ‚Welche Nummer?‘

– ‚Den Heiligen musst du anrufen.‘

– ‚Wen?‘

– ‚Den Heiligen Antonius. Einen der 14 Nothelfer. Nein, nicht den Antonius. Den gegen die Vergesslichkeit, der Antonius war es nicht, welcher war das? Habe ich vergessen. Den musst du anrufen! Also weiter: Quanten, Heisenbergsche Unschärfe. Wahrscheinlichkeit hält Einzug in die Physik.‘

Sehr lautes Fahrgeräusch. ‚Interaktion Beobachten Beobachtender‘.

Ein Hinweisschild an der Autobahn ‚*Berg von der Leitn-Getwergerichlied (15km via Cramer)*³. Wer denkt sich eigentlich diese bescheuerten Schilder aus, die auf Sehenswürdigkeiten auf der Strecke hinweisen? Während Ubbelohde noch weiter Unverständliches dozierte fing ich an, mir lustige Sehenswürdigkeitshinweisschilder auszudenken.

‚Eigenschaft Korrelation der relativen Eigenschaften der Subsysteme. Gleichzeitig mögliche Existenz. Multiworldkonzept.‘

Wimpen – Stadt des ‚Guten-Tag‘-Sagens, Habhold – Stadt des Hustens, Knötha – Stadt des Mit-einem-Feuzeug-die-Bierflasche-aufmach-Hebeltricks, Zietsen – Stadt der Niedertracht, Heißkleberstadt Herrsingen, Schmirz – Stadt der Salatschleuder.

Erneutes Rascheln Kevins. ‚Keine eindeutige Narration, Narration als Text ohne Kontext gibt es nicht.‘

Reichertsgschwind – Stadt des sich selbst reinigenden WC-Sitzes, Dollmhorst – Stadt des Dollmhorster Schmunzelbildchens, Dietzwundigen – Stadt des Hebeknoberts, Flöthersgrün – Stadt des Händewaschens, Knüllsen – Stadt der unbefleckten Empfängnis, Nippeshäuschenstadt Robersteiff ...

‚Da ist mein Geldbeutel‘, brüllte Kevin nun freudestrahlend. Ubbelohde brüllte zurück:

Kennst du *Auguste Bolte*? *Auguste Bolte* von *Kurt Schwitters*?

‚Mein Großvater hat mir ein Lederband mit einem Glöckchen mitgegeben. Es soll mir Glück bringen.

Und ich habe Glück! Ich habe meine Geldbörse wiedergefunden!‘

Gnickstett – Stadt der Besenkammer, Hanumben – Stadt des Busenwunders, Hannef – Stadt der Linksabbiegeschilder, Helmschrott-Zeis – Stadt des Helmschrott-Zeiser Würzkäses, Ziemetsham – Stadt des Unflatwesens, Wallfahrtskirche Willibold, Prisenitzen – Stadt der Pestbeulen, Bingbruck – Stadt der schönen Aussicht, Bingbruck-Vohenwohe – Stadt der Bingbruck- Vohenwoher Klapphorn-verse.

³ vgl. Cramer Stephan Peter Johannes –Das Getwergerich-Lied des Berges von der Leitn, X-Verlag München, 2013:

„Oder die kosovarische Anekdote von der Prostituierten? Quasi die *Auguste Bolte* der Kosovaren. Eine Prostituierte aus Strofc ist immer aufgetaucht wenn sie das Geräusch der Hochzeitstrommeln gehört hat. Dann hat sie sich in die Häuser der Leute geschlichen und gegessen was sie finden konnte. Einmal nun fanden zwei Hochzeiten an einem Tag statt, eine in Zhilivoda und eine im Dorf Bequk. Die Prostituierte hörte die Trommel in Zhilivoda schlagen und machte sich auf den Weg dorthin. Auf ihrem Weg hörte sie die Bequker Trommeln. Sie hielt an und macht sich auf nach Bequk. Dann änderte sie ihre Meinung erneut. Aber sie konnte sich nicht entscheiden, wohin sie gehen sollte und ist schlussendlich verhungert“, quäkte Ubbelohde.

Waldesgut – Stadt des Trimmdichpfads beim kleinen Hingersberg, Kleinlehnstroth – Stadt der Erdbeerallergiker, Hunna – Stadt des Hosenbeines, Pfreimtl – Stadt des Fracksausens, Knapphorst – Stadt des Griesbreis ...

Die Landstraße war jetzt ungeteert und man verstand Ubbelohde viel besser.

„Kennt ihr *Schrödingers Katze* nicht? Quantenmechanik. Eine physikalische Versuchsanordnung: Eine Katze wird in einen Stahlkasten gesperrt, zusammen mit folgender Höllenmaschine: In einem Geigerschen Zählrohr befindet sich eine winzige Menge radioaktiver Substanz. Hat man dieses System eine Stunde lang sich selbst überlassen, so wird man sich sagen, dass die Katze noch lebt, wenn inzwischen kein Atom zerfallen ist. Der erste Atomzerfall würde sie vergiftet haben. Die Wellen-Funktion des ganzen Systems würde das so zum Ausdruck bringen, dass in ihr die lebende und die tote Katze zu gleichen Teilen gemischt oder verschmiert sind. Tcha.“

Herken – Entstehungsort der Wupp-Pepplerschen Lehre („Sauer macht lustig!“), Gröbnitz – Stadt der Gröbnitzer Autobahnausfahrt, Wauchta – Stadt der „Bin-nur-mal-eben-Zigaretten-holen-gegangen-und-nie-mehr-wieder-hier-aufgetaucht-Legende“, Schnuchta – Stadt der „Jetzt-ist-aber-mal-Schluss-mit-diesen-albernen-Stadt-des-...-Schildern.“

„Eine ursprünglich auf den Atombereich beschränkte Unbestimmtheit wird in dieser Versuchbeschreibung in grobsinnliche Unbestimmtheit umgesetzt, die sich dann durch direkte Beobachtung erschließen lässt“, näselt Ubbelohde.

Hochglanzplakate, die auf die Wichtigkeit des Gurttragens hinweisen.

„Und jetzt stell Dir mal vor Kevin, die Prosa, die erzählende Geschichte ist nicht in der Lage zwischen toten und lebenden Katzen zu unterscheiden. Entweder tot oder lebendig. Aber die Poesie kann eine Katze beschreiben, die sowohl tot als auch lebendig, und doch weder lebendig noch tot ist. Die Poesie bedient sich der Metapher! Ist doch klar wie Giraffendreck!“

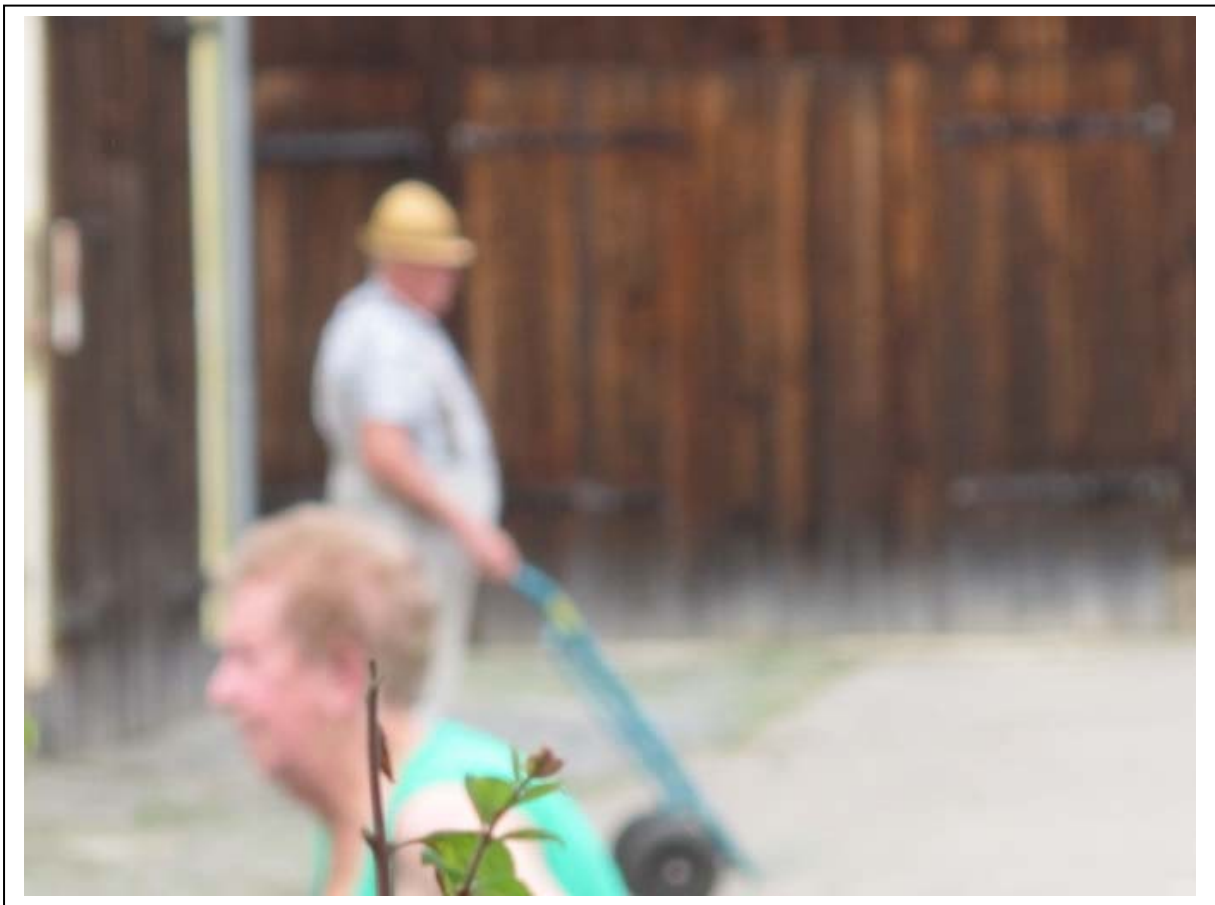
Kevin hielt, langsam dem Sinn dieser Worte nachgehend, den Kopf gesenkt. Das sah komisch aus. Wie der *Denker* von Rodin und der nackt auf dem Klo sitzende Poster-Zappa von einem Laienschauspieler gleichzeitig nachgemacht.

„Und so ist es möglich, das man nicht an den Wörthsee um 1920 mit einem Oldtimer fahren und dennoch dorthin fahren kann. Phänomenal was, Loide?“

Tatsächlich. Die Straße war ungeteert. Das war mir erst gar nicht richtig aufgefallen. Es staubte und holperte. „Ach du vermottetes Kamel“, rief der Fahrer. Wir fuhren durch einen kleinen Ort.

Behaglich schien sich ein kleines Kirchlein an den großen Misthaufen schmiegen zu wollen. Der Maibaum schien über die Ansiedlung wachen zu wollen und die Sonne schien den Hügel mit staubigen Ort drauf in ein versöhnliches Licht rücken zu wollen. Das Dorf wirkte unaufgeräumt, als hätte ein Kind all seine Spielsachen liegen lassen müssen um schnell zum Essen zu kommen und gleich danach zum Flötenunterricht und dann zum Voltigieren kutschiert zu werden.

Bauern mit besenähnlichem Schnurrbart, die Getreide worfelten, riefen uns einen Gruß zu. Sie sprachen Fraktur. Jedes ‚s‘ sah wie ein ‚f‘ aus, und wenn ich mir das in Gedanken vorstellte, dann lispelten sie.



An einem Bauernwasser stand ein Angler mit Lockfutter und Watkescher und einem Schnurrbart mit nach unten zeigenden Spitzen und winkte uns.

Wir sahen einen Kleinzepelin über dem Gewässer. Wir sahen eine dicke Weide auf einer Weide. Wir sahen Velozipedisten, wie sie krummrückig auf Drahteseln saßen und finstere Vollbärte trugen. Auch sie winkten uns. Nein, die winkten gar nicht. Die hatten ihre Fäuste geballt.

Nun stellt man sich die Fahrt mit einem Schnauferl, einem Oldtimer idyllisch vor. Das war es beileibe nicht!

Auto fahren war für uns der kurze Zustand zwischen zwei Reifenpannen. In Gräfelfing hatten wir eine, in Gilching zwei und in Weichselbaum zwei. Die Straßen waren Kies- und Schotterstraßen, die für

Pferde ausgelegt waren. Nur in den größeren Orten waren die Straßen mit Wasser besprengt oder mit Chlorkalzium imprägniert.

Dreimal mussten wir Strafe wegen Geschwindigkeitsübertretung bezahlen, viermal wurde ich von Bauern mit Steinen und einmal mit Kartoffeln beworfen, einmal wurde ich mit Gülle bespritzt. Die Bevölkerung hat sich an unserem Automobil nicht erfreut. ‚Schlagts ihn herunter vom Wagen!‘ hieß es in Gräfelfing, ‚Schneids ihm die Pneumatik auseinander!‘ in Weichselbaum. Was war nur los? Fahren wir zu schnell? 2 km/h durfte man doch fahren?

Vage formulierte Tempolimits orientierten sich damals am Pferdetrab. Es gab noch keine Verkehrsregeln. Ein Auto war einem Fuhrwerk und Fahrrad gleichgesetzt. Fuhrwerke fuhren in der Mitte der Straße, weil die Straßen gewölbt waren. Ubbelohdes Tachometer war ungenau, eher eine Orientierungshilfe. Die Dorfpolizisten hatten die Geschwindigkeit ohnehin geschätzt. Sehr oft hatten wir Meinungsverschiedenheiten. Und die Tätigkeit mancher Gendarmen beschränkte sich in den Fahrmonaten fast ausschließlich auf Automobilistenfang. Es gab komische Verkehrsregeln:

Derjenige der angefahren wurde musste nachweisen, dass der Autofahrer die Schuld trug. Kein Wunder, dass die Automobillobby damals Fahrerflucht als Selbsthilfe verteidigte. Als Autofahrer sagte man: ‚Das war mein Chauffeur!‘ Und die waren meist mittellos.

Es gab drei Fahrertypen: Selbstfahrer (oft Landärzte, die erste Berufsgruppe, die den Alltag mit Hilfe des Autos meistern musste), Chauffeure und Herrenfahrer. Letztere waren am wenigsten beliebt, als Raser verschrien und meist Mitglieder des Adels.

Ubbelohde hielt man wohl für den Chauffeur, Kevin für den mitfahrenden Automechaniker und mich für den Herrenfahrer.

Die Hügel sahen aus wie die Buckel einer Kamelherde. Die Wolken hingen tief. ‚Tsieh! (Schaut mal) Ein Strohwisch! Das es sowas noch gibt! Der Strohwisch ist ein Verbotsschild. Dem Schäfer wird das Betreten einer Wiese oder eines Ackers zu bestimmten Zeiten untersagt. Er ist ein Relikt der germanischen Bräuche. Und hier Wiggen, Gerste, Haber, Korn, Waizen, Reppes!‘ sagte Ubbelohde, auf die Felder blickend, und korrigierte sich gleich: ‚Nein, Raps. Seit 1848 sagt man Raps.‘

Ubbelohde war sehr belesen und gescheit. Von ihm konnte man allerhand lernen.

Eine Wanderschäferei am Wiesengrund.

Ein Schäfer mit einem velozipedlenkerartigen Schnurrbart umrundete mit bedächtigen Schritten seine Herde. Seine Hände hatte er hinterm Rücken verschränkt wie ein pensionierter Schulrat. Ein anderer Schäfer oder Schäfereiassistent lag inmitten der Herde auf dem Boden und döste.

Ich begann zu sinnieren. Schäfer sind Philosophen. Sie sitzen auf Hügeln herum und denken über die Seele nach. ‚Seele‘, dieses überstrapazierte Wort, wird gern bemüht, wenn es um menschliche Gefühle geht.

Ein stechender Schmerz riss mich aus meinen Gedanken. Ein stumpfer, länglichrunder Gegenstand hatte mich im Nacken getroffen. ‚Schneidts eahm d´Pneumatik auseinander, dem Herrenfahrer dem nixigen‘, rief der Schäfereiassistent uns nach. Ubbelohde drückte aus Leibeskräften aufs Gaspedal und Kevin rieb mit angstvollem Blick an dem Lederarmband seines Großvaters, das uns Glück bringen sollte.

Doch gewitteriger Regen setzte ein. Wir mussten anhalten um das Schiebedach zuzumachen. Nachdem wir es endlich geschafft hatten, merkten wir, dass es bereits mottenzerfressen und porös war. Daher beschlossen wir ein Nachtquartier zu suchen.

Unter einem dramatisch aufgeladenen Gewitterhimmel flohen Gemeindemitglieder in ihren landestypischen Gewändern aus ihrem, offenbar vom Blitz getroffenen, schlicht in Weiß getünchten Gotteshaus.

Tropfnass erreichten wir ein Wirtshaus in dem wir Rast machen wollten. Der *Wendelwirt* hieß offiziell Gasthaus Tell (natürlich mit einem pfeildurchbohrten Apfel auf dem Wirtshausschild). Urig war es hier.

Der Wendelwirt kam und begrüßte uns. Damals war er schon alt aber immer noch munter wie ein Gürkchen. Zwei listige braune Äuglein funkelten aus einem sonnengegerbten Gesicht. Ein Schnurrbart wie zwei Dachshaarrasierpinsel umrahmte die Visage. ‚Beim Wendelwirt hat wohl schon mancher seinen Bauernhof vergantet – also versoffen‘, scherzte Ubbelohde.

Ein Bub brachte unser Gepäck und den wertvollen Hodometer auf unsere Zimmer. Wir öffneten die schwere Tür der Gaststube.

Musik ertönte, dass die Pilze im Wald vor Freude zu tanzen begannen. Heute war Musikantenhock beim Wendelwirt!

Der wachhabende Dorfpolizist stand neben der Musik. Er sah aus wie ein kaltgewordener Semmelknödel.

Nach dem Musikstück sang der Wendelwirt mit einem Blick, unschuldig wie das Paradiesgärtlein eines Oberrheinischen Meisters, ein Schnaderhüpfel:

‚Der vergißmeinichtan Pantoffi hat auf a Dankgod gwart. Hat Mundharmonie dazu blasa und hat lang gwart. Lang had a gwart. Nix is kemma. Nix nix nix. Oh du vergißmeinichtan Pantoffi in kurzer Wix. Djodjo di-ri duljo. Di -duljo ri-duljo. Djodjo di -ri didudldö. Di-di ei ho. Guggu.‘



Ubbelohde, sonst ein ewiger Knorchelfritze, der an allem etwas auszusetzen hatte, gefiel die einfache Bauernpoesie. ‚Tsieh! (Sieh da!)‘ rief er und ‚Brüllchant! (geschliffener Rohdiamant!)‘.

Bezech sang die ganze Runde nun *Im Nachthemd durchs Leben*⁴.

War es des Bierschaums sanft brausender Rausch oder die Feengewalt des seligen Augenblicks, die Macht des Schreckens oder das Zauberspiel irgendeines wohlthätigen Liebesgottes? Der Wendelwirt knutschte mit dem semmelknödelartigen Dorfgendarmen. Oder hatte ich das alles nur geträumt?

Die Brotzeitspalte der umfangreichen Speisekarte war mager: Wurstbrot.

Ich hatte die ganze Fahrt über, abgesehen von einer Frage auf der Autobahn, den Mund nicht aufgebracht.

Nun wollte ich Ubbelohde endlich fragen, wie ihm denn mein Romanmanuskript gefallen hatte. Ich legte mein Manuskript auf den blanken Wirtshaustisch und wollte einleitende Worte finden. Kevin legte *Ich sehe noch Tellaro* auf den Tisch, den neuen Lyrikband von *Bulla*⁵ dazu und sagte, das seien ganz tolle Gedichte. Ich sollte die unbedingt für den nächsten *Erker*⁶ besprechen.

⁴ Der Verein süddeutscher Bühnenkünstler versuchte Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Theaterreform mit fünfminütigen Blitzdramen, die in zwei Minuten fabriziert werden mussten, schrieb einen Preis aus, den der Titel ‚Im Nachthemd durchs Leben‘ gewann. Hans Pfitzner durfte als Gast eine Nacht lang die rauen Gesänge am Klavier begleiten. So entstand der Song.

⁵ Vgl. Bulla Jürgen –Ich sehe noch Tellaro, scaneg Verlag, München, 2015.

⁶ *Am Erker* ist eine Literaturzeitschrift aus Münster.

Ein Herr Suitbert Häberle, ‚der neiö Forschtghülf‘ wie er uns vorgestellt wurde, und die Damen Verli, Batschli, Ag und Euphrosine nahmen nun an unserem Tisch Platz. Allesamt waren sie, wie sie erklärten, Laiendarsteller im Film *Troja* und hatten im Wendelwirthshaus Quartier bezogen. Verli hatte Waden wie Krautstößl. Sie erzählte lebhaft von den Dreharbeiten. Batschli dolmetschte. Schwer, in einer Fremdsprache zu reden, sagte die Batschli, Hochdeutsch sei ihre erste Fremdsprache, sie komme nicht oft in die Stadt. Da brauche sie selten Hochdeutsch. Weil sie nur bayrisch redeten untereinander. ‚Ich brauche das Hochdeutsche so selten. Es ist wirklich anstrengend für mich mit Ihnen hochdeutsch zu reden.‘

‚Was?‘, sagte ich, aber mich schien niemand zu hören. Ich konnte mich selbst nicht hören.

Abends auf meinem Zimmer ergoogelte ich wissenswertes über diesen Troja-Film *Helena*.

Inflationszeit. Teuerster Film, der in München gedreht wurde. Produktionskosten kann man nicht ermitteln. Statisten vom Wörthsee. Wagenrennen, ehemalige Pferderennbahn Ungererstrasse. Adonisinsel künstliche Insel im Wörthsee auf der 100 Leute stehen konnten. Löwen standen unter Vertrag mit Emelka. Es gab einen eigenen Löwenregisseur.

Der Film wurde in die ganze Welt exportiert obwohl die Produktionsfirma Pleite gegangen ist. Hollywood boykottierte den ersten Sandalenfilm weil die Produktion so billig war. Vorbildfilm für Ben Hur.

Wurde immer weiterverkauft und neu geschnitten.

Parallel zu *Nibelungen* entstanden. Hanna Ralph spielte in beiden Filmen mit. Ein Monumentalfilm aus Bayern kam in Berlin nicht so gut an. In Süddeutschland war der Film ein Riesenerfolg, *Nibelungen* dagegen eine Flop.

Morgens wurde ich von lauten Stimmen geweckt. Ein Regisseur schien mit seiner Flüstertüte Kommandos zu geben: ‚Dann mal rinn in die Klappe!‘ – ‚Wen juckt ´n das?‘ – ‚Watt ´n?‘ – ‚Min Jott sin det Zeit ´n‘. – ‚Ach du heiliger Schreck!‘ – ‚Ick hatte Rosinen in Kopp‘. – ‚Sieht aus wie ne überfahrene Blutappelsine.‘ ‚Det is ja zum Piepen! Der will bei uns nen dicken Wilhelm spielen. Ein Dussel!‘ – ‚Nanana-nanananah, nun hamse sich mal nicht so!‘ – ‚Mein alter Falter! Mein lieber Schwan!‘ – ‚Kommen Sie mal her! Sie! Ja! Sie meene ick! Wie war noch mal der werte Name?‘ – ‚Sedelmayer!‘

Ich sah aus dem Fenster, doch es war nur eine Anwohnerin mit Eimer im Hof.

Bei jeder noch so genauen Beschreibung von Schauplätzen in der Literatur wird es immer so viele Versionen davon geben, wie es Leser gibt. Kein Leser wird in seiner Vorstellung die Dinge so sehen, wie sie der Autor beim Schreiben vor Augen hatte. Den Weihwasserkessel neben meiner Stubentür wird sich jeder Leser anders vorstellen. Der eine flach und tönern, der andere bemalt und bauchig. Das macht aber nichts. Schlussendlich hängt der Kessel da, als Detail in einer Geschichte und soll die Ein- und Ausgehenden daran erinnern, den Verschiedenen einen frommen Stosseufzer, ein paar Tropfen geweihten Wassers zu opfern.

Auch den Abreißkalender in der Schlafkammer mag sich jeder Leser anders vorstellen.

Die Menschen lasen vom Deckblatt ihres Kalenders 1920. Ich staunte nicht schlecht, und riss das Kalenderblatt ungläubig ab. Eine Fortsetzungsgeschichte stand auf der Rückseite, eine Geschichte mit einem Fläschchen Abführmittel *Radobill*, das ein Herr – in der irrigen Meinung es sei Likör – während einer Zugfahrt zu sich nahm.

1920? Ungläubig sah ich aus dem Fenster. Der Haarathleth Simpson, der Hungerkünstler Pampe und ein Schlangemensch standen dort neben einem Glasfresser an einen Stadel gelehnt. Sie plauderten mit gedämpften Stimmen. Der Glasfresser klopfte sich getrocknete Kuhscheiße von der Lederhose ab. Ein dressierter Löwe stand etwas abseits im Schatten.

Griechische Kämpfer, mit Pappschild und Gummischwert kamen nun und übten das Schwertkämpfen. Ein Sessel aus dem vorigen Jahrhundert, im Farbton eines sauerampferigen Grüns, stand zwischen den Kämpfenden. Er trug einen Schnurrbart mit spitz zulaufenden Enden. Seine Augen sahen braun und warm aus wie ein Herr mit einem adrett zurechtgestutzten Oberlippenbart, der sang wie ein geblendeter Distelfink.

Ein Zauberer trug ein Zwerggrammophon unter der Rocktasche. Merkwürdiger Traum! Merkwürdiger Sessel!

Noch merkwürdiger: Frühstückstillleben mit Kalbsbraten und Wurst, die Suppe mit grünen Zwiebelaugen.

„Ach herrlich!“, seufzte Ubbelohde hungrig und raunte uns zu: „Da. Der Regisseur. Und Fräulein Herzzertreterin, wie sie die Journaille nennt: Adele Sandrock.“

Adele Sandrock, der Name war mir auch schon einmal untergekommen, kam mit einem Hahnengockel im Arm, die enormen Füße presswurstartig in zu enges Schuhwerk gequetscht, in den Frühstücksraum. Sie trug ein wallendes Kleid von schnurrbartsesselsauerampferartiger Farbe.

Fräulein Herzzertreterin, wie sie die Journaille nannte, wie sie Ubbelohde nannte, wirkte sehr müde. Sie erinnerte mich an Angela Merkel.

„Wo ist die Kocher!“, rief der Regisseur.

„Kocher! Ist das auch eine berühmte Schauspielerin?“ fragte Kevin in die Runde.

„Die Bayern nennen alle Dienstboten herablassend *Kocher!*“, klärte Ubbelohde ihn auf.

„Und die da?“

Eine sehr alte und eine junge Frau waren hereingekommen.

Ubbelohde griff mit der Gabel ein Stück Kalbsbraten und zuckte mit der Achsel. Die junge Frau, ein schlankbeiniges Sportmädels, schien sich zu freuen.

„Papa hat Schaustellern einen echten Löwen abgekauft! Für den Film!“ rief sie, rot überflammt vor Erregung.

Ubbelohde machte unbemerkt ein Foto dieser Szenerie mit seinem iPhone. Nun konnte diese Tat durchaus in einer Tollkühnheit gipfeln.

Die Frühstücksgesellschaft war jedoch von der Nachricht des Löwenkaufes in so freudige Stimmung versetzt, dass niemand Ubbelohdes iPhone aufzufallen schien.

„Das war´s. Aufbruch Kinners! Wir brauchen nicht mehr zu den Dreharbeiten. Ich habe was ich haben wollte“ rief der Literaturagent forsch.

Wir fahren wieder zurück. Ich am Steuer. Damit Kevin für den Herrenfahrer gehalten und mit Kartoffeln beworfen werden konnte.

„Warum fahren wir schon wieder? Wäre doch spannend gewesen, die Dreharbeiten zu dem Monumentalfilm auf einer künstlichen Inseln im Wörthsee mitzuerleben! Mit einem echten Löwen! Ach Männo!“, jammerte Kevin. Ubbelohde zeigte uns ein Photo und sagte:

„Vom Film *Troja* wurde eine Filmrolle nach Neuseeland geschickt und dort nicht vernichtet. Daher ist eine Szene erhalten, in einer einzigen Kopie, in der man ein Handy sieht. Eine alte Frau, die sich ein Handy ans Ohr hält in einer Massenszene. Das wollte ich ergründen. Wie kam das Handy in den Film? Ich habe mich immer gefragt: Hat das ein Zeitreisender damals vergessen?“



„Und?“, fragte Kevin neugierig. „Naja, das vermeintliche Handy war nur ein Hörgerät. Die alte Frau hatte sich ihr Hörgerät auch im Frühstücksraum ans Ohr gehalten. In der Filmszene sah das Hörgerät aus wie ein Handy.“

Ich lenkte den Wagen schneller als die Polizei erlaubte durch Weßling. Wie war das mit diesen Quantenteilchen und der Metapher? Ungemach, Ungemach! Ach hätte ich doch bei Ubbelohdes Zeitreise-Erklärungen besser aufgepasst! Jetzt musste doch aus der Schotterstraße eine geteerte Bundesstraße werden! Jetzt musste der Zeitsprung geschehen!

Zu allem Überflus hatten wir einen Tramper aufgelesen. Ein zauseliger Prä-Hippie. Nannte sich *Gusto Gras* und wollte zum Monte Verita mitgenommen werden. Ich hätte den nie mitgenommen, Ubbelohde wollte unbedingt.

Auf einer Wiese ein bemaltes Odelfass, dessen Aufschrift für eine Eventgastronomie warb.

Wo war eigentlich der teure Hodometer? Wo war mein Romanmanuskript? Lag das noch auf dem Holztisch bei diesem Wendelwirt?

„Nee, das ist doch schon verlegt bei Pit dem Buchlöwen. Is inn Buchhandel und kommt auf die Shortlist vonne Messe! Ist ein Bestseller, dein neuer Roman“ sagte Ubbeohde trocken. „Aber der ist doch noch gar nicht fertig“ rief ich erschrocken.

„Ach Loide! Schiet en de Bux!“

Was war denn nun schon wieder?

Und dann geschah ein Wunder, das einzige, das in meinem Leben rechtzeitig eingetroffen war.

Ich wachte auf.

Thomas Glatz

Kleine Schlachtplatte

Auf der Galerie

Der Himmel breitet unter seinem milchig grauen Schleier die Kleinbürgereien des Schreckens aus. Das Biertreiben in den Zelten lässt sich davon nicht irritieren und ein Musiker mit Wampe treibt seine Kapelle mit ‚Let’s go crazy‘ an. Er schwingt das Becken wie ein qualitätsgesicherter Fack ju Göhte-Lehrer mit Sicherungsverwahrungshintergrund. Unter ihm die Besatzung von Menschen, die sich gehen lassen und mit ihrem exzessiven Trinkverhalten, mittlerweile wie Dieselautos auch, ihren Stickoxid-Ausstoß nicht im Griff halten. Die Durchschnittstrinker suchten schon lang das Weite, aber diejenigen, die sich so sicher am Biertisch fühlen, als wären sie mit technischen Neuheiten wie etwa dem Hybridantrieb ausgestattet, zoomen das nächste Trinkgefäß heran. Die Stimmung in den Zelten ist angespannt. Nostalgiker sprechen von Wiesn-Märchen, andere schimpfen, das Spektakel sei ein zuckrig-modriger Western mit Bunny-Schau auf einer verwüsteten Hähnchenflügel- und Maßkrug-Mülldeponie. Jährlich empfiehlt zwar ein Oktoberfest-Bulletin Konfrontationen auszublenden und sich mit Sorgfaltspflicht den Getränken zu nähern. Aber das Ganze ist vergleichbar mit einer Klettertour, wo es trotz Geübter auch immer wieder zu unbeherrschten Delikten und Unfällen kommt.

Da klettert einer die Route nach, schaut sich die Standplätze an und rekonstruiert manchmal die Situation einer Halle oder einer Wanderfibel nach. So gehört zur Schutzpflicht unter den Kletternden, dass man seine Beobachtungen teilt und bei einem Lawinenabgang an Hängen gleicher Exposition unbezwingbares Terroir sieht, man das den anderen mitteilen muss, da ja sonst alle mit großem Getöse mitgerollt werden. So muss man eben diese exzessive Festlichkeit auch als Gefahrengemeinschaft sehen. Denn je größer das Leistungsgefälle ist, desto mehr sind die stärkeren Sportler-Trinker in der Pflicht auf die Schwächeren aufzupassen. So sind das die Tage, wo einige unter die Biertische rutschen und es schwer ist, den ‚überlebenden‘ souveränen Trinker eine Sorgfaltspflichtverletzung nachzuweisen. Die sitzen nämlich unbeschwert grölend daneben und freuen sich diebisch, dass ihre familiären Verhältnisse schon zeitig genug den Grundstein für gebührende Bier-Fitness legten und sie ihre Begehung der Alkohol-Routen geradezu blind bewältigen.

Auf der Galerie eines Sternenzeltes sitzt der Hohepriester des Hedonismus, Robert Pfaller, mit einer inspirierenden Dada-Künstlerin, die als Teil der offenherzigen Capri-Connection, später theatralisch bei dem sich überschlagenden ‚Top Spin‘ mit unverschämten Szenen performen wird. Tags zuvor bekam

das Aktions-Kabarett Probleme mit aufgebrachten Eltern, da sie mit hautfarbenen Kostümen einen Looping mit Gehörattacken tanzten. Dazwischen schweiften sie aus, entrissen kleinen Kindern ihre Zuckerwatte und schmetterten im Chor: ‚Zucker macht dumm und Du schlitterst in die Krise‘. Sicher ist der kleinen Nervensäge noch nicht bewusst, dass es im Zeitalter der Krise dahin dämmert, aber es muss ja nicht gleich so schonungslos drauf hingewiesen werden. Früh genug wird es in die Schule seinen eigenen Stuhl und Bodyguard mitbringen müssen. Der Philosoph und das künstlerische Geschöpf vermitteln geradezu uneingeschränktes Glück. Auch wenn Pfaller kurz stutzt, als ihn die Schöne be- zirt, dass sie eine Befürworterin von Drohnen ist. Diese revolutionieren nach ihrem Dafürhalten unse- re Fähigkeit, den Feind ständig im Auge zu behalten. Wie weit das zusammenhängt, wird nicht mehr entschlüsselt, da der Soziologie Harald Welzer mit einem Mönchshabit zu den beiden wandelt und mit einer aufblasbaren Gummikeule in die Maßkrüge peitscht und ‚Weniger ist mehr‘ skandiert. Es werden grobe Zeiten anbrechen und einige Dynamo Dresden-Fan schieben johlend den Pazifisten aus dem Zelt. Pfaller wirft sich noch ritterlich auf die kostbare Dada-Künstlerin und wird später in seiner venezi- anischen Loge am Prachtboulevard des Canale Grande spekulieren, dass es eine tiefgreifende Neuor- ganisation und idealistischen Pioniergeist in den Zelten braucht, um das Exzessivverhalten besser genießen zu können.

Plötzlich entwurzelt

Im Auktionshaus am Odeonsplatz herrscht drückende Schwüle. Vor der Feldherrnhalle demonstrieren politische Splittergruppen und die Bundespolizei gibt wie im Bingo-Spiel den aktuellen Stand an Fest- nahmen durch. Im Auktionshaus werden heute einige verschollene Tintoretto-Skizzen, viktorianische Statuen aus Elton Johns Besitz versteigert. Wahre Kostbarkeiten sind aber die Cy Twombly-Skizzen, die das Hauptwerk, die Schlacht von Lepanto, ergänzen. Der Chef des Brandhorst-Museums sieht es als selbstverständlich an, dass er das Twombly-Werk in seinen Bestand inkorporieren wird. Ein paar Celebrities, das übliche Filmpersonal, das eigentlich von nichts, außer von Makeup und Gespielen des Regisseurs eine Ahnung hat, sitzt selbst wie ein halbseidenes Kunstwerk im Raum. Daneben ein Protegé, denn irgendjemand muss ja die Handtaschen und das chirurgische Beautystyling finanzieren. Alles strahlt pumperlgesund in die Runde, als hätte den Kunstinteressierten Jamie Oliver ein Super- food mit Smoothies und dem Inka-Wunderkorn Quinoa kredenzt und jeden gehetzten Teint mit einer Passionsfruchtpampe sportlich zum Glänzen gebracht.

Von dem allseits geschätzten Gerhard Richter werden Bashing-Bilder, die seinen Kollegen Markus Lüpertz als Bildmittelpunkt erkennen lassen, versteigert werden. Angeblich soll darauf der Richtersche Konkurrent, nackt eine Treppe herabsteigend mit einem hässlichen Köter, zu sehen sein. Richter, nicht umsonst ein Meister der leisen Effekte und Thrills, perfektionierte seine Malerei, weil man erst bei längerem Hinsehen erkennt, wie Lüpertz mit einer ziemlichen Plauze die Treppe, hinter einem gurken- farbenen schäbigen Fond-Vorhang, herabwogt. Würde man es nicht besser wissen und hätte Richter nicht die Insignien, wie die eitlen Totenkopfringe des Düsseldorfer-Meisters im Bild angelegt, würde man nicht ahnen, dass mit dem Pavarotti-Umfang der Maler dahinter steckt.

Im Auktionshaus sitzt auch Zahnarzt Dr. Gräf. Ein passionierter Kunstsammler, lässig schick gekleidet, changierend zwischen Skateboard und 911er-Porsche, den er einem bekannten Rapper abkaufte, der immer durch die Führerscheinprüfung flog. Dr. Gräf hatte sich in die pomadige Kunstwelt souverän eingearbeitet. Seine Bildung war ihm ins Gesicht geschrieben und während andere nervös oder feist wie Wiesn-Wirte auf die Gebote warteten, ließ er die Zeit einfach laufen. Dr. Gräf könnte eigentlich ganz zufrieden sein, er lernte angesehene Kunstkenner kennen, unter einigen Galeristen war seine Meinung sogar recht gefragt. Letztens war er auf einer Vernissage in die Pariser Louis Vuitton-Fondation eingeladen. Er hatte das Vergnügen mit einer Oligarchen-Gattin und einem ehemaligen Bond-Girl kandidierte Rehrückenscheibchen zu schnabulieren. Dr. Gräf fühlte sich wohl in der Szene. Hans Ulrich Obrist, Alexander Kluge – Kunstkritiker legten Wert auf seine Meinung, er genoss großzügige Einladungen, sein Leben lief rund.

Wenn er nicht diese Schwäche hätte. Vom assoziativen Fluss mit den Kunstimpresarios angefeuert und seinen großartig getimten Pointen, die seine Bildung und Witz schillernd in Gesellschaft wie den Blitz einer ‚Hellfire‘-Rakete einschlagen ließen, stieg er Cortisol geladen in die LH-Maschine. Von sich selbst so narzisstisch angeturnt - Jeff Koons hatte ihm sogar ein Geschenk, einen bronzierten Schlüpfen gemacht – hielt Dr. Gräf es nicht mehr aus, so dass er sich auf die Flugzeugtoilette zum Masturbieren setzen musste. Eigentlich angeregt durch die 3D-Brille mit der er durch die Art-Industriellen-Party stolzierte und ihn sein unbefriedigend aufbrausender Zustand förmlich zerriss, sperrte er sich auf der kleinen Toilette ein. Seine Handlungsbereitschaft wurde von Reflexionen überwältigt, im leidenschaftlichen Sturm kam er ins Torkeln, plumpste auf den Emergency-Knopf und gnadenlos hupte und tönte es von allen Seiten. Das Steward-Personal nahm an, dass sich in der kleinen sanitären ‚Schuh-schachtel‘ ein Schlaganfall abspielte und reagierte blitzschnell. Ein alerter Steward, durch dessen Hemd grobe Tätowierungen blitzten, brach mit brutaler Eleganz die Tür auf. Abgesehen davon, dass der Zwischenfall unnachahmlich peinlich war, schämte sich Dr. Gräf und nahm sich für die nächste Zeit vor, seine aufbäumenden Lustgefühle geistesgegenwärtiger im Zaum zu halten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei den ‚Anonymen Onanisten‘ anzumelden. So war er in der Gruppe zwar akzeptiert, er öffnete sich soweit es gebraucht wurde, aber manche Gruppenstunden kamen ihm wie Langfilme vor, die zwar mit 90 Minuten vermerkt sind, aber einen dann wie zwei endlose Tage in der Taiga vorkommen. Bis sich vor einigen Tagen ein neuer Teilnehmer vorstellte. Durch sein Hemd blitzten Tätowierungen mit Streitaxt und Fantasiefiguren und einem Schriftzug auf, den Dr. Gräf irgendwo schon mal gesehen hatte. Der neue stellte ‚Boss‘-, ‚Zegna‘- und ‚Apple‘-Tüten neben sich. Er wolle demnächst zum Heli-Gliding nach Kanada mit Kumpels fliegen, da wäre es notwendig seine Leidenschaft zu kontrollieren. Professionell, aber mit einem Schuss Dirtyness nahm er kurz Augenkontakt mit Dr. Gräf auf. Der flüchtete zügig aus der Befindlichkeitsgruppe und nur vor der Türe fielen ihm die in Reih und Glied stehenden schweren Motorräder mit tätowierten, grimmig dreinschauenden Fahrern auf.

Heute ging Dr. Gräf wohl zu euphorisiert ins Auktionshaus am Odeonsplatz. Sonst wären ihm vor dem Reiterdenkmal Ludwig I. die stattliche Anzahl an Harleys und ihre finster dreinblickenden Fahrer aufgefallen. Er fühlte sich im Saal noch wohl. Ein Carravagio mit seiner sensationellen ‚Wahrsagerin‘ wur-

de aus dem Gunter Sachs-Nachlass versteigert und eine Schauspielerin warf ihm Kuschhändchen zu. Dann kam der Twombly. Von hinten hörte er es raunen ‚So ein Schmarrn, das kann meine fünfjährige Enkelin auch zusammenschmieren‘. Dr. Gräf fühlte sich sicher, dass bald die Twombly-Skizzen in seinem Besitz waren. Er reckte die Hand bei 20.000. Beim höheren Gebot spürte er nur ein kleines Handzeichen, aber es reichte um die figurative Abstraktion und den Schriftzug zu erkennen, der auf einer schweren Lederjacke auch erkennbar war. So wie es aussah, hatte Dr. Gräf einen Konkurrenten. Fast bewusstlos dämmerte ihm der Flugzeugtoiletten-‚Unfall‘. Tassilo, el jefe, der Rosenheimer Hells Angels, zwinkerte ihm geschmeidig obszön zu. Tassilo besaß neben seinem ausgezeichneten Geschmack für qualitätsvolle Highlights auch die sublimierte Erfahrung und genügend Verbindungen, um mit diesem Cy Twombly bald seine Privatgemächer öffentlich zugänglich zu machen. Er würde sich bestens unter dem Öl auf Leinwand ‚Rot-Blau-Gelb‘ des Gerhard Richter machen. Dr. Gräf spürte das Prinzip des beständigen Blicks, so als wäre dieser tätowierte Steward ein wie von Foucault schon analysierter Argus mit den hundert Augen, die jegliches Fehlverhalten von ihm strafte. Als Dr. Gräf schweißgebadet den Saal verließ und ihm die Kerle auf ihren Motorrädern schelmisch zulächelten, ahnte er, dass ihm bei der nächsten Ausstellung wohl wieder der Tätowierte begegnen würde.

Miss Harmlos

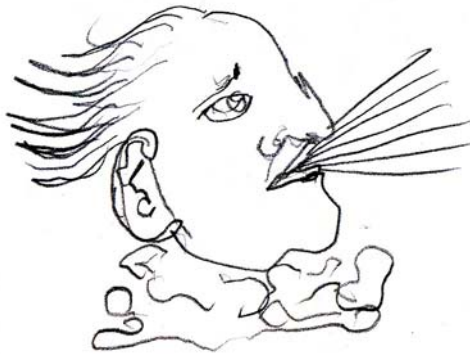
Perlen der Provinz

Das Dorf wird seine Geheimnisse preisgeben, denen, die es feierlich durchschreiten (Gerhard Meier)

Vorwort

Angeblich wohnen 70% der deutschsprachigen Schriftsteller in Berlin. Die meisten schreiben auch über Berlin. Das ist schade, das greift zu kurz, gibt es doch Orte, über die noch keine einzige Zeile geschrieben wurde, die nie in der Literatur auftauchten.

‚Was mögen das für Menschen sein, die in diesen Orten leben? Was mag sich hier erwähnenswertes zugetragen haben? Was macht diesen Ort lebenswert?‘. Fragen wie diese stellt man sich manchmal, wenn man ein kleines Dorf durchschreitet. Ich möchte diesen kleinen Orten literarische Denkmäler setzen, allerdings nur Orten, die um Aufmerksamkeit buhlen, also allen Orten, die ein Ortseingangsholz-Dreieck-Schild samt Regendacherl mit handgemalter Inschrift, vorne ‚Grüß Gott‘ und hinten ‚Auf Wiedersehen‘ oder ‚Pfüa Gott‘ oder ‚Gute Fahrt!‘ aufgestellt haben.



Grüß Gott in Döseringen

Fuhr einmal – vor 200 Jahren zur Nachtzeit – der Postwagen mit mehreren Passagieren von Empfung nach Döseringen. Die Straße war schlecht und der Wagen holperte, bollerte und stieß, dass es einem die Rede im Munde verdrehte und die Buchstaben vor dem Maule verschlug. Die Wälder waren voll von Traumgetier. Einem Insassen machte dies freilich nichts. Der hatte des Guten reichlich zu viel, war deshalb recht großmäulig und prahlte, mit dem Teufel raufen zu wollen. Schließlich vollführte er ein Geschrei, dessen sich alle entsetzten, aber ohne arge Händel und Knies nicht hätten erwehren können. Da! – der Wagen bog gerade am Dünnwald um die Ecke – sah man plötzlich am Ortseingang von Döseringen einen großen phosphoreszierenden Schein sich erheben und langsam näher zu schweben. Ein Windlein beutelte die Eichen durch. Der Betrunkene, dessen kaum gewahr, brüllte also gleich hinaus:

„Kreizhimmibirbaumundhollerstaudnsappermentdonnerwettersaxndimalefizzefixzementsacklkruszinäsnkreizkruzifixkreizhimmibirbaumundhollerstaudnsappermentdonnerwettersaxndimalefizzefixzementsacklkruszinäsnkreizkruzifix!“

Kaum aber war der Frevel getan, da flammte es mächtig auf, und schon hing ein grässlicher Gestank, welcher wohl kaum von einem Leibeswinde herrühren mochte, in den Lüften, eine unappetitliche, farbig behoste Gestalt erschien am Fenster, und streckte die knochige Hand nach dem Unseligen aus, der nun schreckensbleich und mit gestäubten Haaren in der Wagenecke saß. Der Mann war am Glühen und hatte Dreckmonde unter den Fingernägeln. In diesem Augenblick griff der Postillion plötzlich, einer höheren Eingebung folgend, nach seinem Horn, das nach damaligem Brauche noch geweiht war, und stieß hinein. Mit dem Ton war auch die Erscheinung verschwunden und tiefe Nacht lag über der Straße.

Zitternd vor Furcht erreichte man Döseringen. Als dort aber das Licht auf den Frevler fiel, sah man, dass er schnuberte. Sein Haar war schlohweiß. Der kräftige Mann war zu einem Greis geworden.

Darob gelobte der Frevler ein Schild am Ortseingange aufzustellen auf dem die Reisenden und Fahrenden ‚Grüß Gott in Döseringen‘ lesen können. Als nun Schilder an den Ortseinfahrten angebracht waren, wuchsen dem Frevler unter den weißen Haaren wieder dunkle Locken. Er fing an, über die Aktivitäten des hiesigen Obst- und Gartenbauvereins zu informieren, Insektenhotels in Kinderhäusern

aufzustellen, die Verkehrsinseln und den Verteilerkreis zu bepflanzen und eine Heilige Messe für Lebende und Verstorbene des Obst- und Gartenbauvereins lesen zu lassen. Daraufhin tummelten sich gleich sieben Weinschwärmerraupen auf der Fuchsie vor des Frevlers Anwesen in Döseringen.

Auf Wiedersehen in Döseringen!



Grüß Gott in Kunatsreuth

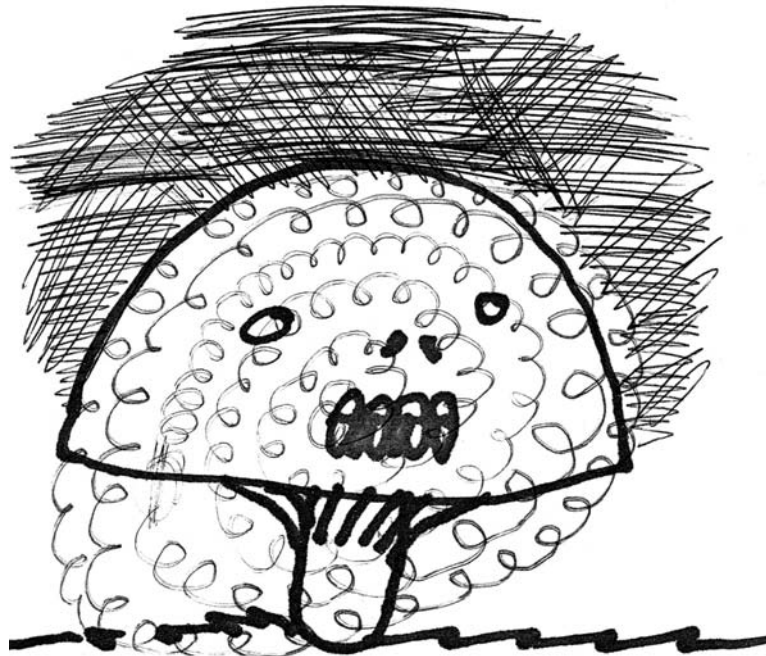
Draußen ein kleiner Regen. Vor Gumpelsöd neuer Fahrbahnbelag. Ein Ausgleichsbiotop bei der Autobahnmeisterei. Dreistreifiger Autobahnausbau bei Fliegenstall. Zwischen Schlüsselfeld und Geiselwind liegt ein Brautkleid auf der Fahrbahn. Leere Chipstüten leuchten metallic unter Schafgarben an der Autobahnböschung. *Vorsicht Wildschwein* auf zwei Kilometern. Drei Rehe äsen auf einer Wiese. Das Moor bei Fußbergmoss. Eine Erdkanzel am Wylerbach. Gasthaus Feuchtes Eck. Metzgerei Schweineschlachter. Die Postfrau rutscht mit nassen Briefen auf einer Anhöhe durchs Gras. Kunatsreuth! Endlich! Endlich zuhause! Die Gebelbäuerin hat gekocht.

Auf Wiedersehen in Kunatsreuth



Willkommen in Pennzlin

Nächst Pennzlin rinnt die Schrumse einher, brauset über eine Untiefe unter der Burg in einem bobelnden Strudl auf. Felsnasen ragen aus dem Wasser. Der Fluss riecht nach grünem Moder, Schlamm und ein bisschen nach Meeresfischgeschnetzeltem. Dahinein warf man gern die Selbstmörder, die man auf dem christlichen Friedhof nicht leiden wollte. Es ist dies ein so alter Glauben, weiß kein Mensch recht warum und warum man sie gerade in den Strudl und gerade unter die Burg warf, wo sich die Schrumse länglichrund schwingt. Der gemeine Glauben, dass tief da unten einer sitzt, der den Strudl erregt, war noch Anfang des vorigen Jahrhunderts vorherrschend. Wer wird da nicht an die schöne Stelle im Homer wo Achilleus den Lykaon in den Skamandros schleudert erinnert?

Auf Wiedersehen*Grüß Gott in Gebiß*

Unser Automobilscheinwerfer schleicht über die Landstraße. Die Dunkelheit ist dort, wo der Scheinwerfer nicht hinreicht. Es ist zappenduster. Die Nacht fliegt vorüber. Kraftwagen donnern. Ein Lastauto. Ein Personenauto. Das ‚Rasthaus Prima Essen‘ ist spärlich beleuchtet. Es nieselt.

Der Automobilscheinwerfer schleicht über die Landstraße. Aus dem Autoradio knarzt sich Bob Dylans Stimme direkt in unsere Herzen. Plötzlich eine spitze Haarnadelkurve. Dann Lichter, dann eine Ansiedlung, dann das Ortschild von ‚Gebiß‘. Zwerchfellgekitzel bei Fahrer und Beifahrerin.

Gebiß ist ein hell erleuchteter Ort, in dem niemand mehr wach ist, außer einem Mann vom Wach- und Sicherheitsdienst, der überprüft ob die Hofeinfahrten der Geschäfte verschlossen sind. Unter parkenden Kleinwagen treiben Marder ihr Unwesen. Der Ort wirkt so, als würde da auch schon mal der Teufel persönlich vorbeischaun und zweifelhafte Verträge abschließen, mit Menschen die in Not sind.

Die vorherige Lustigkeit von Fahrer, Beifahrerin und mir ist nun dahin. Fremd und unheimlich ist uns zumute. Unsere Gesichter werden im Vorbeifahren von den Straßenlaternen beleuchtet. Als wir wieder in die Dunkelheit tauchen denken wir über den Ortsnamen ‚Gebiß‘ nach.

Gebiß heißt der Sage nach so, weil der Alte Fritz hier mit seinen Truppen durchmarschiert sei und sein Gebiss vergessen hätte. Gebiss liegt dennoch nicht zwischen Regenschirm, Handschuh, Stehkragen, Gamaschen und Monokel. So zerstreut scheint der Monarch nicht gewesen zu sein. Der Fahrer behauptet, der Ortsname leite sich vom slawischen Wort für ‚Pilze‘ (‚ribi‘- ‚hribi‘- ‚ghibis‘) ab, und weise auf die zahlreichen Speispilzvorkommen im Gebißerland hin. Doch Vorsicht! Von diesen haben viele giftige Doppelgänger! Apotheke, Pilzvereine und Pilzsachverständige wissen Rat! Bob Dylan hat aufgehört zu singen. Im Autoradio Wetterbeobachtungen.

Auf Wiedersehen



Grüß Gott in Gräbings

Mit einem flüchtig angedeuteten ‚Grüß-Gott-Lachen‘ spannt sich der Himmel über den Ort. Man lässt heute windsackförmige Karpfen als Symbol der Karriere und des Glücks an einer Stange in der Luft schwimmen. In Gräbings ist Volksfest mit ‚Großen Marktschreiertagen‘.

Der Marktplatz gleicht einem aufgescheuchten Ameisenhaufen.

Nudel Adriano, Joghurt Jürgen, Apfel Kevin, Kuchen Roberto, Wurst Elli, Aal Gustav, Mango Maria, Käse Rosi, Gemüseriebe Günther, Spülschwamm Jessica, Apfelsinenentsafter Jürgen und einige Absolventen der Zauberschule Zanderzeit schreien sich auf dem Gräbingser Volksfestplatz die Lunge aus dem Leib. Käse Rosi wirkt in ihrem grünen Kostüm wie eine Schießbudenmadam. Sie hat die lauteste

Stimme. In der Pause fragt sie einen der Nachwuchszauberer, was man denn beim Zauberlehrer Zanderzeit so lernen könne.

Man lernt, sagte er, Taschentücher in Vögel verwandeln, ein Schwert schlucken, kleine Figuren aus dem Ärmel zaubern, sich unsichtbar machen, Bienen ausatmen, sich aus einer Vase herauszaubern, ein Pferd ausatmen, Jemandem eine Nudel an die Nase hängen, Dampfwurst mit Kartoffelsalat aus dem Ärmel schütteln und das Gebäude des Staubsaugerbeuteldiscounts neben der Zauberschule so klein zu zaubern, dass es in einem europäischen Damenhut Platz findet. Käse Rosi zeigt sich beeindruckt von den Ausführungen des jungen Mannes. Das will sie sehen, das mit dem Staubsaugerbeuteldiscount im europäischen Damenhut, ruft sie mit ihrer Reibeisenstimme. Aber nicht hier und heute, brüllt der junge Mann aus Leibeskräften, das könne nur sein Lehrer zaubern, der Herr Zanderzeit. Und der sei auf Dienstreise.

Auf Wiedersehen



Grüß Gott in Pflugdorf-Staedel

Solanum tuberosum heißt die Kartoffel botanisch und sie hat viele Namen: Tartuffel, Tuffel, Grund-, Krum- und Erdbirne, Erdapfel, Patake, Gnober und Toffel. Immer handelt es sich um die gleiche Kartoffel, das Knollengewächs aus der Familie der Solaneen mit kurzhaarigem Stängel und unpaarig fliederteiligen Blättern, Trugdoldenblüten und kugeligen Beeren, die zur Herstellung von Tinte Verwendung finden und ‚Galläpfel‘ heißen. Am Gries, wo der Niemandsbichl in den Krummen Weg mündet, dort, am Ortsausgang von Pflugdorf-Staedel, wüchse die hundertsiebenundsiebzigstbeste Kartoffel der Welt, sagt Spitzenkoch Hansheinz Wrbonkel.

Zur Strafe verwandelte ihn Gott in einen Mistkäfer.

Auf Wiedersehen

Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

Corrosion of Conformity – Blind (1991)

„Blind“ erscheint 1991 und wäre damals ohne Cover – quasi aus heutiger Sicht als eine Sammlung von mp3's mit kryptischen Dateinamen – kaum der Band zuzuordnen gewesen, die unter dem Namen Corrosion of Conformity über Jahre ihrer Existenz zwischen Kult, Underground, Hardcore und Metal gependelt haben. Nicht nur die Stil- und Besetzungswechsel waren vielfältig. Ohne eine genaueres Verfolgen der aktuellen Bewegungen der Band war nur schwer einzuschätzen in welchem Bereich des breiten Felds ‚US Underground‘ sie sich gerade bewegten, ob es gerade um Kunst und Credibility ging oder darum die klammen Kassen einer kommerziell gesehen nur mäßig erfolgreichen Band zu stopfen. „Blind“ von 1991 eröffnet jedenfalls eine erste Phase der Kommerzorientierung und ist ein wunderbares Beispiel für einen klassischen Fehler, der oft mit solchen Bemühungen verbunden ist. Der mit allen Mitteln gewollte Anschluss an den Zeitgeist setzt die Ergebnisse oft recht schnellen Alterungsprozessen aus. „Blind“ hört man seine Entstehungszeit an. Ob das am exzessiven Einsatz von Produktionstechniken lag, die damals State of the Art waren and der Art zu singen oder am Produzenten John Custer, so oder so – man hört der Platte ihre Entstehungszeit geradezu gnadenlos an.

Richtig groß hat es sie nicht gemacht, aber ein bisschen Airplay gab es schon und einen offiziellen Wechsel vom Underground ins Lager des alternative Metal – rein zuschreibungsmäßig. Dabei wäre so ein Schritt wahrscheinlich gar nicht nötig gewesen, denn irgendwie waren sie eigentlich immer genug dabei um letztlich irgendwann vom semilegendären Status leben zu können.

Corrosion of Conformity haben schließlich auch einen super Bandnamen. Ihr Logo, der stalagmitische Echsenkopf mit dem Radioaktivitätszeichen als Augen und Nase ist dabei zeitlos legendär und erklärt vermutlich schon 50% der Faszination für diese Band. „Blind“, ihr Beitrag zum Weg des Hardcore in Richtung Metal könnte es jedenfalls nicht.